

Zeitschrift: Gallus-Stadt : Jahrbuch der Stadt St. Gallen
Band: - (1967)

Nachruf: Die Toten des Jahres 1965/66
Autor: Haag, Maria

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

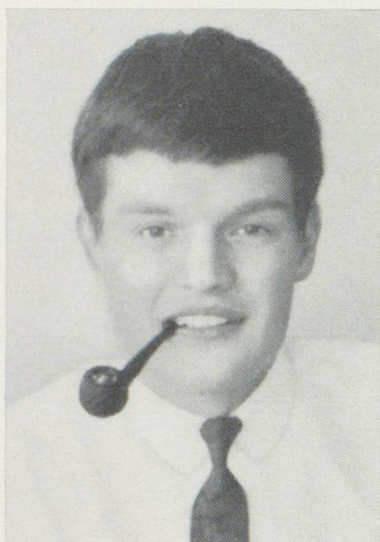
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JÖRG MIOTTI



13. August 1942 – 31. August 1965. Dem plötzlich verstorbenen Jörg Miotti war nur ein kurzes Leben beschieden. Er wurde in Amriswil geboren, kam dann mit seinen Eltern nach St.Gallen, wo er die städtischen Schulen besuchte. Einer kaufmännischen Lehrzeit schlossen sich Anstellungen bei Reisebüros an, bis er dann zur Publicitas AG hinüberwechselte. Dort arbeitete er sich bis zum Werbeberater und Texter empor. Daneben betätigte sich Jörg Miotti als gewandter Sportjournalist, dessen gute und von Fachkenntnis zeugenden Berichte und Kommentare in Sportkreisen guten Klang hatten und überall geschätzt waren. Der Fußballklub St.Gallen verliert in Jörg Miotti seinen Pressechef, Klubblattredaktor und Speaker, die Hallenhandball-Kommission ihren Propagandachef. Er gehörte auch zu den Initianten der Kellerbühne am Müllertor. Dem Cabaret «Sälewie» war er als Organisator und Texter zugehörig, und gar oft stand er auch selbst auf der Bühne. Hilfsbereitschaft gegenüber Kameraden und Kollegen war neben andern eine seiner hervorstechenden guten Charaktereigenschaften. Der Tod, der Jörg Miotti mitten aus dem tätigen Leben riß, hat ein noch viel versprechendes junges Leben zerstört.

GABRIELE HUGENTOBLER



28. Februar 1883 – 21. September 1965. In dem geistig regsamen Milieu ihres Vaterhauses an der Rorschacher Straße verlebte Gabriele Hugentobler im Kreise von noch drei Geschwistern eine frohe Jugendzeit. Nach Beendigung der städtischen Schulen studierte sie in Neuenburg Sprachen und schloß mit dem Diplom als Sprachlehrerin ab. In ihre Vaterstadt zurückgekehrt, widmete sie sich ihrer Familie, pflegte deutsche und fremdsprachige Literatur und nahm lebhaften Anteil an den kulturellen Veranstaltungen unserer Stadt. Die intelligente, tatkräftige Frau suchte sich aber noch einen andern Wirkungskreis, in dem sie sich mit allen ihren Talenten einsetzen konnte, und sie fand diesen in der hingebungsvollen Arbeit an verschiedenen sozialen Werken. Den Anfang machte der Verein für Spitalkinder. Hier konnte sie die kranken Kinder unterrichten. Daneben arbeitete sie in der

Kommission des Altersheims «Schlöbli» und in der Frauenzentrale. Ihre eigentliche Lebensarbeit fand sie aber im Gemeinnützigen Frauenverein St.Gallen, für deren Bestrebungen sie sich von 1911 bis 1962 einsetzte. Sie widmete sich den verschiedenen Aufgaben und Werken mit Einsatz ihrer ganzen starken Persönlichkeit. Von 1916 bis 1945 wirkte sie als Präsidentin der Haushalt- und Kochschule Sternacker; viele Jahre war sie auch Kassierin der Sternackerschule, ferner Vizepräsidentin der Großen Kommission des Gemeinnützigen Frauenvereins; sodann betätigte sie sich als Mitglied der städtischen und später der kantonalen Haushaltlehrkommission. Unter der Leitung von Gabriele Hugentobler wurden in der Haushaltungsschule Sternacker Köchinnenkurse eingeführt, und die Ausbildung von Heimpflegerinnen war ein weiteres Glied in der Kette der von ihr geleisteten sozialen Arbeit. Aber auch die eigene Familie kam nicht zu kurz; das Haus an der Rorschacher Straße war und blieb stets Treffpunkt für die ganze Familie, wovon auch die zahlreichen Neffen und Nichten profitierten. Indem sie die geistigen Gaben pflegte, konnten sich die erzieherischen Fähigkeiten, die Gabriele Hugentobler besaß, entfalten. Mit ihrem Tode hat ein reiches, von Tätigkeit für die Mitmenschen erfülltes Leben seinen Abschluß gefunden.

PAUL VOGT



15. Juli 1878 – 25. September 1965. Als Sohn des Adjunkten der thurgauischen Strafanstalt wuchs Paul Vogt in Tobel auf. Er entschied sich schon früh für das Bankfach. Die Lehre absolvierte er beim Schweizerischen Bankverein in St.Gallen und wechselte dann in die Schweizerische Kreditanstalt, wo er 1907 zum Prokuristen ernannt wurde. Hier übte er seine Tätigkeit während 35 Jahren bis zu seiner Pensionierung gewissenhaft aus.

In seiner Freizeit widmete er sich intensiv dem außerdienstlichen Schießwesen. Während 66 Jahren gehörte er der Feldschützengesellschaft St.Gallen an, wo er lange Zeit Präsident und Schützenmeister war. Die Ehrenmitgliedschaft durfte er sowohl von der Feldschützengesellschaft wie vom Bezirksschützenverband und von den Veteranen des Unteroffiziersvereins ent-

WALTER FEUCHTER



gegennehmen. Auch der Stadttornverein Sankt Gallen würdigte seine in Turnerkreisen geleistete Arbeit mit der Ehrenmitgliedschaft.

18. Januar 1911 – 10. Oktober 1965. Als Sohn von Bäckermeister Feuchter ist Walter Feuchter in St.Gallen im Kreise von zwei Geschwistern aufgewachsen. Er absolvierte eine Lehre als Goldschmied erst in St.Gallen und erweiterte seine Kenntnisse später im Ausland. Er überwand dabei verschiedene Krisenzeiten. Als sich Walter Feuchter 1940 mit Maria Reinhardt verheiratete, baute er mit seiner jungen Gattin ein Gold- und Silberwarengeschäft auf. In den Anfangsjahren machte er schwere Zeiten durch, aber sein zäher Wille und seine Zuverlässigkeit setzten sich immer wieder durch, und dank auch seiner Redlichkeit konnte er sich eine treue Kundschaft erwerben. 1962 wurde ihm seine Werkstätte an der Rosenbergstraße gekündigt, was zu einem Hauskauf an der Teufener Straße führte. Aber bereits beim Einrichten der neuen Werkstätte wurde er von einer schweren Krankheit befallen, die sich nach einem Unfall bemerkbar machte und die Schaffenskraft lähmte. Bei einer Kur in Schuls suchte Walter Feuchter Genesung. Statt dessen erreichte ihn der Tod. Vorher konnte er noch seinen beiden Söhnen das von ihm und seiner Gattin betriebene Geschäft übergeben.

BENNO PALATINI



16. Januar 1919 – 2. Oktober 1965. Bürgerlich von Oberhelfenschwil, wuchs Benno Palatini im harmonischen Familienkreise in St.Gallen auf. Hier durchlief er auch die Schulen. Seine Laufbahn schien vorgezeichnet zu sein, da sein Vater Inhaber eines Baugeschäftes war. Zur weitem fachlichen Ausbildung zog Benno Palatini nach Burgdorf. Mitten in seinen Studienjahren während des zweiten Weltkrieges holte er sich ein Leiden, das ihn sieben kostbare Jahre seiner Jugend kostete. Der junge Mann ertrug das lange Liegen und Warten auf Genesung dank seiner glücklichen Veranlagung mit Lebensmut und Optimismus. Diese Zeit verhalf ihm, wie er selbst bekannte, zur innern Reifung. Ein Jahr lang betätigte sich Benno Palatini dann in der väterlichen Firma. Sein schöpferischer Geist führte ihn zur Idee der heizbaren Pisten,

ANDREAS KÜBELE



Straßen und Brücken, der er sich voll und ganz widmete. Die Verfolgung dieses Zieles brachte ihm neben vielen Enttäuschungen schließlich grossen Erfolg. Die Früchte seiner intensiven Arbeit konnte er aber leider nur noch kurze Zeit genießen, da ihn ein Herzinfarkt mitten aus der Arbeit, dem Familien- und Freundeskreise riß.

Einer der hervorragendsten Grundzüge von Benno Palatini war sein Verständnis für die Not und das Leiden seiner Mitmenschen. Immer zeigte sich seine hochherzige Gesinnung den andern gegenüber. Mit südlichem Temperament begeisterte er sich für alles Schöne und meisterte das Leben mit angeborenem Frohmut und in tiefer Gläubigkeit.

29. August 1907 – 14. Oktober 1965. Im Alter von erst 58 Jahren starb Glasmaler Andreas Kübele an einem Herzschlag. Er hatte seinen Lebensweg in St.Gallen begonnen, als Sohn eines Glasmalers, dessen Kunst bereits in Ansehen stand. Die berufliche Ausbildung erfolgte erst im Geschäfte des Vaters, und hernach bildete er sich an Fachschulen in Frankreich und Deutschland, u.a. auch an der Kunstakademie München, weiter aus. Erst im Atelier seines Vaters tätig, übernahm er dieses als Vierzigjähriger im Jahre 1947. Er verstand es, dank seiner künstlerischen und handwerklichen Ausbildung und Praxis, die Geschäftsbeziehungen noch wesentlich zu erweitern. Seine Glasbilder und Fenstereinsätze sowie viele Wappenscheiben sind weitherum in Kirchen, öffentlichen Gebäuden und in Privathäusern zu finden. Andreas Kübele liebte seine Kunst und seinen Beruf, und er arbeitete auch mit namhaften Schweizer Künstlern zusammen.

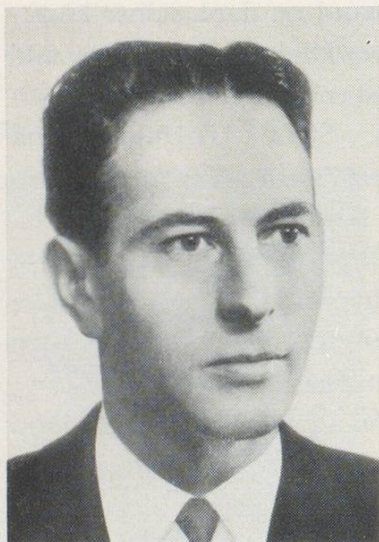
Trotz seiner Hingabe an seine Arbeit verstand es Andreas Kübele aber auch, seine Freizeit zu gestalten. Sein Interesse galt dem Schießen, und als sehr aktives Mitglied der Feldschützengesellschaft St.Gallen fand er im Kreise vieler Kameraden auf Weiherweid Freude und Erholung. Der Verstorbene war von ehrlichem und offenem Charakter, ein guter Familienvater, der sein blühendes Geschäft nun seinen noch jungen Söhnen hinterläßt.

JOHANN STEHLE



18. November 1882 – 21. Oktober 1965. Apotheker Johann Stehle entstammte einer Badenser Bauernfamilie nahe der Schweizer Grenze. Sein pharmazeutisches Studium absolvierte er an der ETH in Zürich. Der erste Weltkrieg rief ihn zum Kriegsdienst, aber mit Freude kehrte er wieder nach Rorschach zurück, das ihm und seiner jungen Familie bereits zur Heimat geworden war. Es wurde ihm dann möglich, die Apotheke an der St. Jakob-Straße in St. Gallen käuflich zu erwerben, und dank seiner Eignung und seiner Liebe zum Berufe machte er die St. Jakob-Apotheke zum Begriff für das ganze Quartier. Er gehörte jener alten Apothekergeneration an, die für jeden Schmerz neben den geeigneten Mitteln noch ein freundliches Wort oder einen kleinen Ratschlag wußte und die Kunden und ihre Familien kannte. Als liebenswürdiger Gesellschafter war er sowohl in Turner- wie Quartiervereinskreisen und bei allen seinen Freunden ein immer gerne gesehener Kamerad. In den letzten Jahren trübten allerlei Altersbeschwerden sein Alter und beschränkten seine Tätigkeit. Apotheker Stehle war ein Mann, der ernste Pflichterfüllung mit fröhlichem Dienste am Menschen verband.

AUGUST STRÄSSLE



13. Juli 1922 – 30. Oktober 1965. In einem harmonischen Familienkreise genoß August Strässle in St. Gallen eine glückliche Jugendzeit. Mit sechzehn Jahren trat der strebsame Jüngling im Hotel Schweizerhof in Bern in die Lehre. Nach St. Gallen zurückgekehrt, begann er seine berufliche Tätigkeit als Kellner erst im «Trischli», wechselte dann im Alter von 25 Jahren ins Café Seeger, wo er zum geschätzten Mitarbeiter wurde. Seine Dienstfertigkeit, Besonnenheit und Pflichttreue machten ihn bei allen Gästen beliebt, ebenso sehr genoß er als Chef de Service die Wertschätzung des Personals. Um sein Können noch zu erweitern, absolvierte er den Wirtsfachkurs. Das Gastgewerbe lag ihm am Herzen. Nach fünfzehnjähriger Tätigkeit im Café Seeger eröffnete er, in guter Zusammenarbeit mit seiner Gattin, das Café Stephanshorn im Neudorf, und später übernahm er auch das Café im neueröffneten «Neumarkt». Der Betrieb beider Cafés war aber seiner Gesundheit abträglich, und so gab er dasjenige im Neudorf

auf, um sich ganz dem bereits gut eingebürgerten Café Strässle im Neumarkt zu widmen. Dank seinen umfassenden Kenntnissen im Gastgewerbeberuf wurde er als Experte zu den Wirtsfachkursen berufen; ebenfalls stellte er seine Fähigkeiten dem Arbeitsgericht zur Verfügung. So hatte August Strässle ein hoffnungsvolles Leben vor sich, als er, erst 43jährig, seiner Familie und seinem großen Freundeskreise jäh entrissen wurde. Mit ihm ist ein tüchtiger und charakterfester Vertreter des Gastgewerbes unserer Stadt dahingegangen.

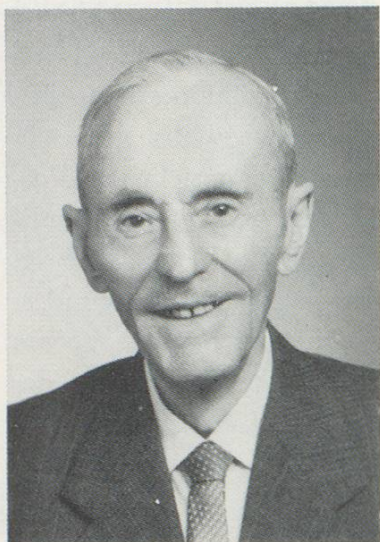
HANS MÜGGLER



9. April 1889 – 2. November 1965. Hans Müggler stammte aus Kirchberg. Dem Besuch der Schulen in seinem Heimatdorte folgten Studienjahre an der Kantonsschule Zug und an der Sekundarlehrantsschule St.Gallen. Hier erwarb er sich das Patent als Reallehrer der sprachlich-historischen Richtung. 1910 wurde er an die katholische Kantonsrealschule gewählt, wo er bis 1954 wirkte. Sein Wissen erweiterte er durch Reisen und Kurse in Paris, Florenz und Rom. Hans Müggler verfügte über jene Lehrerbegabung, die straffe Autorität und strenge Forderung mit Wohlwollen dem begabten wie auch dem schwächern Schüler gegenüber verbindet. Neben der Schule betätigte er sich viele Jahre als versierter Sportjournalist. Politisch bekannte sich Hans Müggler zum christlich-sozialen Flügel der Konservativen; als dessen Vertreter wirkte er von 1921 bis 1946 im Schlurat der Stadt St.Gallen. Hier zeigte sich sein bestimmtes, kraftvolles Wesen. Die öffentliche Tätigkeit fand ihren Höhepunkt mit der Wahl in den st.gallischen Erziehungsrat im Jahre 1946, wo weitumfassende Aufgaben Hans Müggler Gelegenheit boten, sein Wissen und seine Schaffenskraft in den Dienst der Öffentlichkeit zu stellen.

Als begabter Sänger war Hans Müggler seit 1908 eifriges Mitglied des Domchors St.Gallen, den er während zwanzig Jahren präsidierte und zusammen mit Domkapellmeister Scheel zu sehr beachtlichem Aufstieg brachte. Der Verein ernannte ihn in Würdigung seiner vielen Verdienste um den Chor zum Ehrenpräsidenten.

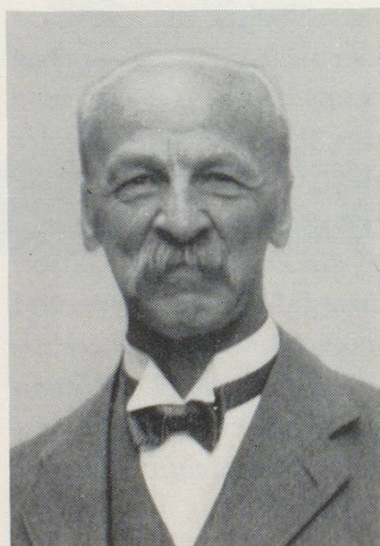
CARL HEROLD



14. Mai 1874 – 11. November 1965. Mit sechs Geschwistern wuchs Carl Herold in Württemberg auf. Nach der Schulzeit wurde er zu Bauern auf das Land geschickt, um etwas zu verdienen. Es folgte die Militärzeit, und nachher fand er eine erste Stelle in einer Reitanstalt in Zürich. Nach seiner Verheiratung übersiedelte er nach St.Gallen, wo er in der «Villa am Berg» eine gute Kutscherstelle fand. 1910 wurden aber die Pferde verkauft, an deren Stelle kam das Auto, und Carl Herold bildete sich als Chauffeur aus. 1914 wurde er zum Militärdienst eingezogen, und als er zwei Jahre später in die Schweiz zurückkehrte, mußte er sich nach einer neuen Stelle umsehen. Er entschloß sich zur Gründung eines Taxigeschäftes, das er mit einem einzigen Wagen begann. Das Unternehmen entwickelte sich, dank der seriösen Führung, sehr rasch, und nach einigen Jahren fuhr Carl Herold bereits mit mehreren Wagen und beschäftigte Chauffeure, die bis zu zwanzig Jahren dem Betrieb treu blieben. 1920 erwarb sich Carl Herold das schweizerische Bürgerrecht.

Neben der Berufsarbeit fand Carl Herold Freude und Erholung am Gesang, und er hielt während 42 Jahren der «Liedertafel» die Treue, wo er viele Freunde und gute Kameradschaft fand. 1948 übergab er sein blühendes Taxigeschäft seinem Sohne Carl, der es vergrößerte und mit seinen beiden Söhnen weiterführt.

DR. MED. JAKOB HARTMANN



23. Dezember 1876 – 9. November 1965. Mit Dr. med. Jakob Hartmann ist ein Mediziner verschieden, der als Hausarzt alter Art von seinen vielen Patienten außerordentlich geschätzt wurde. In Kappel im Toggenburg geboren, verlebte er in Degersheim eine glückliche Jugend im Kreise seiner Familie. Ein Stipendium ermöglichte ihm und seinem Bruder das Medizinstudium, das die beiden an der Universität Zürich mit dem Staatsexamen und Doktordiplom abschlossen.

Schon in den Studienjahren, aber auch später befaßte sich Dr. Hartmann mit der Weiterbildung auf dem Gebiete der Homöopathie, wozu er u.a. als Mitarbeiter im Fastenrathschen Institut und bei der gleichzeitig betriebenen

Praxis in Herisau reichlich Gelegenheit fand. Nach einem Studienaufenthalt in Berlin siedelte Dr. Hartmann 1912 nach St.Gallen über, wo er eine Praxis eröffnete. Anfänglich waren neben den zahlreichen Patienten in St.Gallen auch solche in Herisau zu besuchen, was er per Bahn und zu Fuß machte. Unaufhörlicher Helferwillen, stärkstes Pflicht- und Verantwortungsgefühl hießen ihn sich Tag und Nacht für seine Patienten einsetzen, und bis zu Beginn des neunten Jahrzehntes blieb er seinen Kranken treu als guter Arzt wie als Berater und Vertrauter der Familien. Bei dieser großen Inanspruchnahme fand er in seiner Gattin zeit- lebens eine ideale Lebensgefährtin.

Neben dieser aufreibenden Arbeit lebte der Verstorbene ganz seiner Familie. Als umsichtiger Vater widmete er sich der Erziehung seiner beiden Kinder und leitete ihre Ausbildung. In den Kriegsjahren bot er als gütiger Großvater seinem in Deutschland wohnenden Enkel ein Heim. Der Tod seiner Gattin 1959 war für Jakob Hartmann ein schwerer Schlag, von dem er sich nie mehr ganz erholte, und nach dreijährigem Krankenlager erlöste ihn der Tod von seinen Leiden.

MARGRIT BÜNZLI



9. Januar 1886 – 13. November 1965. Margrit Bünzli war eine junge, tatenfrohe Lehrerin, als sie 1911 an die Mädchenunterschule Blumenau gewählt wurde. Nach vielen Jahren Tätigkeit an den Normalklassen begann sich die vielseitig begabte Lehrerin und Pädagogin für das schwache Schulkind zu interessieren, weshalb sie während einiger Jahre die Förderklasse in der Blumenau übernahm. Dank ihrem besonderen Einfühlungsvermögen und der Aufmerksamkeit, die sie den schwachbegabten Kindern schenkte, durfte sie hier viel Erfolg erleben, und gar vielen ihrer damaligen Schülerinnen hat sie den Weg ins Leben geebnet. Die entscheidende Wegweisung für ihre Methode holte sich die stets lebendig Schaffende in Kursen über Pädagogik in Dornach.

Die Pensionierung bedeutete ihr keineswegs ein Ende, sondern sie war neuer Anfang. So übernahm sie eine erneute Arbeit, indem sie manche Jahre im Kinderheim «Gott hilft» in Herisau Schwachbegabte und erzieherisch

Hilfsbedürftige unterrichtete und ihnen beistand. Ihre Stärke war das Herausfinden des schwächsten Punktes beim Kinde, um von dort aus mit dem ihr eigenen Erziehergeschick aufzubauen.

Die letzten vierzehn Jahre stand sie der Heilpädagogischen Hilfsschule in St.Gallen vor, die sie auf Wunsch der städtischen Gemeinnützigen Gesellschaft ins Leben rief und aufbaute. Diese Sonderschule für praktisch noch bildungsfähige Kinder wurde ihre Herzensangelegenheit. Sie bedeutete ihr einen letzten Auftrag, dem sie sich mit innerstem Verantwortungsbewußtsein und dem ihr eigenen pädagogischen Geschick hingab. Bis in ihre schweren Krankheitstage betreute sie einzelne Kinder vom Krankenzimmer aus. Margrit Bünzli hat ihre große pädagogische Begabung und ihre Mütterlichkeit dem Dienst am geistig zurückgebliebenen Kinde untergeordnet, sie hat sich selbst eine große Aufgabe gestellt, die ihrem Leben Inhalt und Reichtum gab, den von ihr Betreuten aber Mut und Lebenskraft schenkte.

JOSEF MEYER



4. Mai 1885 – 14. November 1965. In Lütisburg geboren, erlebte Josef Meyer schon seit früher Jugend an alle vier bis sechs Jahre einen Wechsel des Wohnsitzes, der durch die Zugehörigkeit des Vaters zur st.gallischen Kantonspolizei bedingt war. Für den aufgeweckten, allem Neuen zugänglichen Knaben brachte dies eine Fülle neuer Eindrücke. Er lernte dabei seinen Heimatkanton kennen, und viele schöne Jugenderinnerungen und persönliche, freundschaftliche Bindungen stammen aus dieser Zeit. Den größten Teil seiner Schulzeit verlebte er in Thal. Später kam er nach St.Gallen, und er gehörte einem der ersten Jahrgänge der neugegründeten Verkehrsschule St.Gallen an, wo er sich eine gute Ausbildung im Postfach aneignete. Die Postlehre absolvierte er auf dem Postbüro St.Fiden, und nach kürzerer Tätigkeit in Samaden kam er als junger Postbeamter nach Basel, wo sich nun seine ganze berufliche Laufbahn entfaltete. Im Jahre 1930 wurde er zum Bürochef IV beim Bahnpostamt Basel befördert, und einige Jahre später wurde er zum Postverwalter VI gewählt. Im Dezember 1944 übernahm Josef Meyer als Verwalter das Postamt

Basel-Gundeldingen, wo er bis zu seiner Pensionierung verblieb.

Auf Wunsch seines Sohnes, der in St.Gallen tätig ist, siedelte Josef Meyer in die Stadt seiner ostschweizerischen Heimat über. Im Altersheim Seeblick, in der Nähe seiner Angehörigen, die ihn in treuer Liebe umsorgten, fand er neue Geborgenheit. Ein großer Schmerz, von dem er sich nicht mehr erholen konnte, war für ihn der Hinschied seiner Schwiegertochter, der er zwei Monate später im Tode folgte.

ERNST KUHN

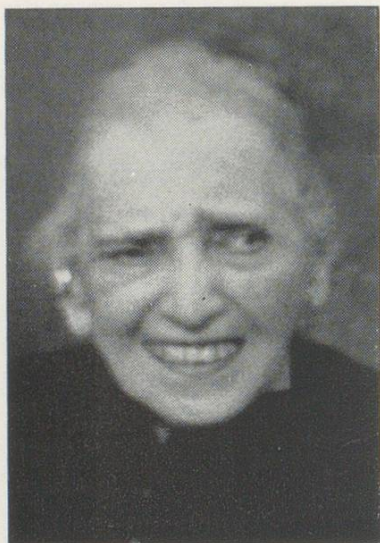


18. Oktober 1880 – 8. Dezember 1965. Als neuntes Kind eines tapfern, ehrbaren Elternpaares wurde Ernst Kuhn auf dem väterlichen Bauernhof in Winterberg (Zürich) geboren. Der fleißige Vater und die jahrelang bettlägerige Mutter erzogen die Kinder nach strengen christlichen Grundsätzen. Den Schuljahren folgte die Lehre in einem Baugeschäft, und hernach konnte sich der intelligente Knabe trotz großen Widerständen die Aufnahme in das Technikum Winterthur erwirken, wo er die Studien als einer der Ersten abschloß. Als er nach Monaten des Stellensuchens bei einer Architekturfirma in Zürich angestellt wurde, begann für ihn die Zeit der freudigen Arbeit. Die ihm übertragenen Aufgaben nahmen dank seiner Tüchtigkeit immer mehr zu, und bald wurde er als Bauleiter größerer Hotelumbauten nach Interlaken geschickt. Die Stickerei-Blütezeit in St.Gallen war unterdessen gleichzeitig zur Blüte der Bauunternehmen geworden. Ernst Kuhn wurde auf seinen Wunsch nach St.Gallen versetzt, wo er sich intensivster Arbeit hingab. Im Jahre 1914 löste er sich von seiner Zürcher Firma und gründete ein eigenes Architekturbüro, das sich trotz der bald hereinbrechenden Krise halten konnte. Von einem längern Studienaufenthalt in den Vereinigten Staaten kehrte Ernst Kuhn mit neuen Ideen zurück. Unzählige Häuser, Villen, Siedlungen und Umbauten größeren Stils sind heute Zeuge seines Geschmacks und seines technischen Könnens.

Ernst Kuhn spielte eine aktive Rolle in den Berufsverbänden des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins wie des Bundes schweizerischer Architekten. Er war ebenfalls tätiges

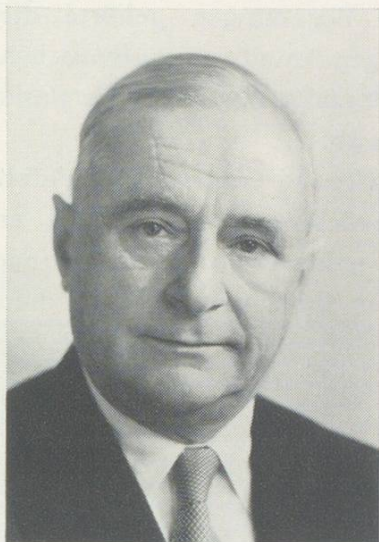
Vorstandsmitglied des schweizerischen Heimatschutzes. Hatten sich schon 1938 die ersten Anzeichen einer Herzschildigung gezeigt, so muBte er sich nun immer mehr schonen, und Ende 1958 zog er sich von der Firma zuruck. Ernst Kuhn hatte einen groBen Freundeskreis, in welchem er gerne uber Architektur, Kunst und Lebensphilosophie diskutierte. Erholung fand er auch auf seinen Berg- und Skiwanderungen. Die groBe Verantwortung, die er als guter Familienvater empfand, erfullte ihn auch seinen Lehrlingen gegenuber. Von sensibler Natur, war sein Leben reich und auch schwer. Sein starker Hang zum Geistigen und in spaetern Jahren zum Religiösen machte ihn zum Sucher nach dem Gehalt der christlichen Religion. – Eine letzte Freude bedeutete dem bereits Schwerkranken der Besuch seiner Kinder und Enkel aus Amerika und Australien.

CHARLOTTE
LEVY-BLOCH



24. Dezember 1872 – 2. Dezember 1965. Als ältestes von fünf Geschwistern ist Charlotte Levy-Bloch in St.Gallen aufgewachsen. Im Jahre 1898 verheiratete sie sich in Monthey mit Felix Levy. Das Ehepaar, dem eine Tochter und ein Sohn geschenkt wurde, siedelte nach einigen Jahren nach St.Gallen. Bereits als junge Tochter hatte Charlotte Levy im elterlichen Wäschegeschäft eifrig mitgeholfen, und so war es ihr ein leichtes, in dem von ihrem Gatten geführten Hut- und Pelzwarengeschäft mitzuarbeiten. Nach dem Tode ihres Mannes im Jahre 1946 übernahm sie das Geschäft und betreute es als fleißige, aufmerksame Geschäftsfrau. Als alteingesessene St.Gallerin, die ihrer Heimatstadt stets in Liebe verbunden war, besaß sie einen großen, treuen Kundenkreis, der ihre liebenswürdige, immer zuvorkommende Art zu schätzen wußte. Auch in spätern Jahren, schon hochbetagt, war sie immer noch mit Freude im Herrenmodegeschäft ihres Sohnes an der Multergasse tätig. Erst im Alter von 89 Jahren zog sie sich endgültig von ihrer geliebten Lebensarbeit zurück. Charlotte Levy-Bloch war nicht nur eine ausgezeichnete Geschäftsfrau, sondern auch eine gute Gattin und Mutter, und sie verstand es, trotz ihrer großen Beanspruchung im Geschäft ein harmonisches Familienleben zu schaffen. Durch ein friedlich umhegtes Alter durfte sie bis

GUSTAV ADOLF
SCHELLING



zu ihrem Tode geistig und körperlich frisch bleiben. Auch an den jüdischen Begebenheiten nahm Charlotte Levy regen Anteil, ihr wacher, religiöser Sinn wurzelte in der Liebe zu Gott und den Menschen.

3. April 1893 – 9. Dezember 1965. Die Wiege von Gustav Adolf Schelling stand in Kappel im Toggenburg. Als Sohn von Pfarrer Schelling verlebte er dort mit zwei Geschwistern eine unbeschwernte Jugendzeit, die sich in St.Gallen fortsetzte, wohin die Familie im Jahre 1905 übersiedelte. Hier besuchte Adolf Schelling die Kantonsschule. Nach Abschluß der Schulzeit trat er eine Lehre in einem St.Galler Textilhaus an. Der erste Weltkrieg machte seinen Plan, ins Geschäft eines Onkels in Südamerika einzutreten, zunichte.

1918 begann die Laufbahn Adolf Schellings bei der Helvetia-Feuer. Nach einem Genfer Aufenthalt war er zwei Jahre als Organisationsinspektor in St.Gallen tätig; dann erhielt er den Auftrag zum Aufbau des französischen Geschäftes in Paris, was für ihn zu einem zehnjährigen Aufenthalt in der französischen Kapitale wurde. Er faßte mit seiner Gattin und den drei Kindern wieder Fuß in St.Gallen, als er 1931 zum Direktor der Helvetia-Feuer berufen wurde. 1938 erhielt er den Rang eines Generaldirektors, und die Gesellschaft nahm unter seiner geradlinigen Leitung einen bedeutsamen Aufschwung. Große Verdienste erwarb sich Adolf Schelling auch um die Schweizerische Feuerversicherungs-Vereinigung, welche ihn nach zwanzigjähriger Mitarbeit 1952 zu ihrem Ehrenpräsidenten ernannte. Er setzte sich kräftig für die Verwirklichung der Elementarschadenversicherung in der Schweiz ein, welche vor allem unsern Berggegenden einen segensreichen Versicherungsschutz brachte. Dem Institut für Versicherungswirtschaft an der Hochschule St.Gallen widmete er sich seit der Gründung 1949 und präsiidierte zwölf Jahre lang die Förderungsgesellschaft des Institutes. Seit 1938 gehörte er auch dem Verwaltungsrat der Neuen Rückversicherungsgesellschaft in Genf an; er amtete lange Jahre als deren Präsident und wurde später Ehrenpräsident.

Der Interessenkreis von Adolf Schelling war

weit gespannt, und er diente auch der Schule. Einige Jahre gehörte er der Aufsichtskommission der Kantonsschule an, dann war er zwölf Jahre lang Erziehungsrat, und bis zu seinem Tode diente er dem Lehrerseminar Rorschach in der Aufsichtskommission. Während zwanzig Jahren war Gustav Schelling auch Mitglied des Handelsgerichtes.

Zu seinen vielen Begabungen gehörte die Musik; er nahm regen Anteil am musikalischen Leben unserer Stadt und gehörte dem Vorstand des Konzertvereins an.

Als großer Naturfreund unternahm Adolf Schelling oft ausgedehnte Wanderungen; er kannte jedes Dorf, jeden Paß und Fluß seiner Heimat und liebte es, tagelang durchs Land zu wandern und die Schönheiten der Natur auch seinen Begleitern nahezubringen. Als Freund der Eisenbahn besaß er als Nichtfachmann erstaunliche Kenntnisse des Eisenbahnwesens. In den letzten Jahren machten sich langsam die Altersbeschwerden bemerkbar. Kuraufenthalte brachten momentane Besserung, aber keine Heilung, und so verschied er still und kampflos am Morgen eines Wintertages.

FERDINAND FRISCHKNECHT

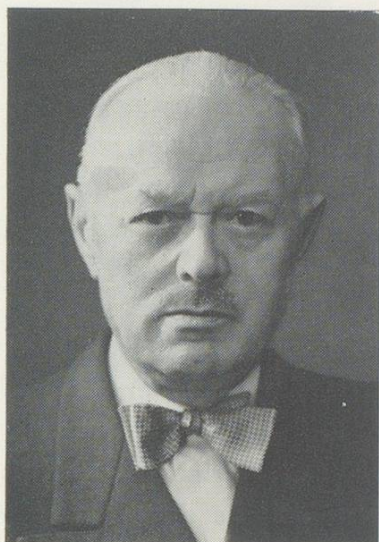


3. April 1867 – 27. Dezember 1965. In seinem Geburtsort Herisau genoß Ferdinand Frischknecht mit zwei Geschwistern schöne Jugendjahre. Eine erste Stelle als Goldschmied fand er nach Abschluß der Lehre in St.Gallen in Zürich. Es drängte ihn aber, sich im deutschen Goldschmiedezentrum Pforzheim noch weiter auszubilden. Nach zweijähriger Berufsarbeit in dieser Stadt und später in Baden-Baden kehrte Ferdinand Frischknecht in die Schweiz zurück und nahm zur Erweiterung seiner Sprachkenntnisse Stellen in Genf und in Biel an. Dank seiner großen Sparsamkeit konnte der damals Siebenundzwanzigjährige im Herbst 1894 in St.Gallen ein eigenes Geschäft gründen, das er trotz verschiedenen Schwierigkeiten zu schöner Blüte brachte. Er wurde in seiner Arbeit von seiner Gattin unterstützt, die neben der Hilfeleistung im Geschäfte noch ihre vier Knaben betreute. Das Geschäft wurde 37 Jahre lang gemeinsam betrieben, bis der Tod die Gattin und Mutter der Familie entriß. Zwei Jahre später verheiratete sich Ferdinand Frischknecht

zum zweitenmal und fand eine Gattin, die ihm seine alten Tage verschönte.

Als er 63 Jahre alt wurde, übergab Ferdinand Frischknecht den Betrieb seinem Sohne Ernst; er nahm aber bis zu seinem Ableben am Gedeihen des Betriebes regen Anteil. In seiner Mußzeit unternahm er gerne Wanderungen in die Umgebung, fand auch in der Betreuung seines Gartens viel Freude, und zudem war er viele Jahre treues Mitglied des Männerchors Harmonie. Zeitlebens blieb er seiner Heimatgemeinde Schwellbrunn verbunden. Im hohen Alter von fast 99 Jahren ist Ferdinand Frischknecht ohne Krankenlager heimgerufen worden.

EMIL SCHOCH



19. August 1884 – 5. Januar 1966. Schon im Alter von fünf Jahren verlor Emil Schoch seinen Vater, und wenige Jahre später mußte er auch die Sterbestunde seines Stiefvaters erleben. Von einer tüchtigen Mutter erzogen, besuchte der intelligente Knabe die Schulen seines Heimatortes Degersheim. Seinem Wunsche, die Kantonsschule St.Gallen zu besuchen, konnte wegen der finanziellen Belastung nicht entsprochen werden, und so absolvierte er die Banklehre in Wil und Flawil, denen weitere Ausbildungsjahre im Bankfach in der Westschweiz und in einer Großbank in Triest folgten. Wegen Erkrankung seiner Mutter kehrte er in die Schweiz zurück und nahm Engagements in Banken von Herisau, Schaffhausen und Zürich an.

1920 trat er in die Schweizerische Volksbank in St.Gallen ein. Als deren Vizedirektor und späterer Direktor machte Emil Schoch die in das Bankwesen tief eingreifende Krise der Stickereiindustrie und die Krisenjahre auf dem Liegenschaftsmarkt und schließlich die Krise der Bank selbst mit. Es gelang ihm aber, neben den sich ergebenden Schwierigkeiten für die Bank wieder neue Kunden zu erwerben und bei den Grundlagen für neue Unternehmen mitzuhelfen, da er bei seiner Tätigkeit mit unzähligen Handels- und Industriefirmen in Kontakt kam. 1946 trat Direktor Schoch von seinem Posten zurück, um sich andern Aufgaben zu widmen. So beteiligte er sich an zahlreichen Handels- und Industrieunternehmen der Ostschweiz und gehörte deren Verwaltungsrate an. Als Verwaltungsratspräsident der Basaltstein AG in

Buchs gelang ihm die Nationalisierung der Firma.

Als in den zwanziger Jahren die Beziehungen zwischen dem Fürstentum Liechtenstein und der Schweizerischen Volksbank durch Gewährung einer Anleihe enger geknüpft worden waren, trat er als Bankdelegierter in den Aufsichtsrat der Liechtensteiner Landesbank ein, der er während fünfundzwanzig Jahren wertvolle Dienste leistete.

So hatte sich Emil Schoch zahlreiche Aufgaben aufgebürdet, welche er nach bestem Gewissen, in immer korrekter und sauberer Handlungsweise, bewältigt hat. Trotz der großen Arbeitslast fand er noch Zeit, als Experte bei den kaufmännischen Lehrlingsprüfungen und in der Expertenkommission für höhere Bankfachprüfungen in Bern mitzuwirken. Er half auch mit bei der Gründung der Ostschweizerischen Bürgschafts- und Treuhandgenossenschaft für Handwerk und Detailhandel und war in frühern Jahren Vorstandsmitglied des Handels- und Industrievereins.

Im Militär bekleidete Emil Schoch den Grad eines Hauptmanns, und es war ein fester Kitt, der ihn mit seiner Kompagnie zusammenhielt. 1943 wurde ihm das Kommando der Ortswehr übertragen, in welchem Bereich u. a. der Transport der Flüchtlinge aus den Vernichtungslagern nach St.Gallen lag. Emil Schoch hat ein reich erfülltes Dasein gelebt, das er mit eiserner Schaffenskraft bewältigt hat.

EMIL ERPF



1. August 1904 – 2. Januar 1966. In St.Gallen geboren, genoß Emil Erpf hier eine frohe Jugendzeit und durchlief die Primar- und Sekundarschule. Im Geschäfte seines Vaters kam er in die Lehre und lernte den Beruf eines Galvanisateurs. Als der Vater in den Ruhestand trat, übernahm er die Geschäftsleitung. Er entwickelte die Offizin immer mehr in Spezialsparten und führte das Geschäft mit Verantwortungsbewußtsein und Sachkenntnis. Seine Gattin war ihm während langer Jahre Mitarbeiterin, indem sie den kaufmännischen Teil des Betriebes leitete.

Emil Erpf war begeisterter Naturfreund; im Kreise seiner Kameraden des Bergsportklubs und des Schweizerischen Alpenklubs fand er

TRAUGOTT
WARTMANN



Erholung in der Natur, vor allem auf Bergwanderungen. Wer mit Emil Erpf in menschliche Beziehung kam, der spürte die innere Wärme und die Güte seines Wesens, man fühlte seine Frohnatur, die auf die Umgebung ausstrahlte. Im Sommer 1965 wurde er von einer heimtückischen Krankheit befallen, die nach scheinbarer Besserung nach einer Operation zum Tode führte.

23. September 1875 – 12. Januar 1966. In seiner Vaterstadt St.Gallen erblickte Traugott Wartmann als Sohn des Buchbinders Georg David Wartmann das Licht der Welt. Nach dem Besuche der Primar- und Realschulen trat er als Lehrling in die Firma Sturzenegger & Tanner ein, wo er auch als Angestellter während 21 Jahren tätig war. Er wechselte sodann in die Firma Rapid AG, später zu Raduner in Horn und verblieb zuletzt 23 Jahre bei Signer Co. in Herisau. Für alle diese Firmen war er als Akquisiteur tätig, nicht nur auf dem Platze St.Gallen, sondern auch in den umliegenden Dörfern, wohin er sich stets zu Fuß begab. Sein Geschick, das richtige Wort bei passender Gelegenheit zu finden, seine Sachkenntnis und die Leichtigkeit des Umganges mit den Menschen waren ihm große Hilfe in seinem Berufe, den er 65 Jahre lang ausübte. Erst mit 80 Jahren trat der Unermüdliche in den Ruhestand. Bis zuletzt blieb er mit den beiden Berufsverbänden, dem Kaufmännischen Verein und dem Verband reisender Kaufleute, sowie auch den Turnveteranen treu verbunden.

Die Zugehörigkeit zur Bürgergesellschaft der Stadt St.Gallen erfüllte den alten Stadtbürger mit besonderer Freude. Körperlich schwer behindert, weilte er 50 Monate im Bürgerspital, davon 23 zusammen mit seiner schwerkranken Gattin, die ihm im Tode voranging. Die geistigen Kräfte, ein gutes Gedächtnis und ein trockener Humor blieben Traugott Wartmann bis ins hohe Alter erhalten. Noch als Neunzigjähriger unterhielt er sich gerne über alle Fortschritte, und besonders schätzte er Gespräche mit seinen Freunden über das alte St.Gallen und alle ihm so vertrauten Stätten der Stadt.



16. Oktober 1883 – 15. Januar 1966. Mit August Steinmann ist eine Gestalt verschwunden, die seit vielen Jahrzehnten zum Bilde der Stadt, zu ihrem Alltag und ihrem kulturellen Leben gehörte. Einem alten st.gallischen Bürgergeschlechte entstammend, wurde August Steinmann in Genf geboren, er wechselte dann mit seinen Eltern nach Buchs-Werdenberg, wo er eine erste Heimat fand, der er zeitlebens in Liebe verbunden blieb. Wechselvolles Schicksal der Familie bedingte die Übersiedelung nach St.Gallen. In der Kantons- und der neugegründeten Verkehrsschule vollendete der aufgeweckte Knabe seine Schulzeit, worauf Jahre des Lernens und der Praxis in einem Advokaturbüro und im Gemeindedienst folgten. Später wurde er Verhörrichterschreiber bei der Staatsanwaltschaft. Bereits zeigte sich in diesen Jahren sein schriftstellerisches Talent, das von Stiftsbibliothekar Fäh gefördert wurde. Die glückliche Wende im Leben von August Steinmann kam, als er im Jahre 1909 in die Redaktion des «St.Galler Tagblatts» eintrat. 1911 wurde er zeichnender Redaktor für den Lokalteil, welches Ressort ihm, der sich mit den Verhältnissen in seiner Vaterstadt gut auskannte, sehr zusagte. In alten Chroniken bereicherte er auch sein Wissen über die Geschichte von Stadt und Kloster St.Gallen. Nach dem Hinschied von Viktor Hardung, seinem Lehrmeister im Feuilletonismus, konnte August Steinmann 1916 auch den Feuilletonenteil des Blattes übernehmen.

Neben der Tagesarbeit ging er nun immer mehr in seiner eigenen literarischen Arbeit auf. Seine zahlreichen Skizzen, Essays und Novellen befaßten sich sowohl mit Erlebnissen aus der eigenen engern Heimat und dem Werdenberg wie auch mit Begebenheiten und Betrachtungen, zu welchen ihn seine Reisen und Wanderungen anregten. Er verstand es, in rascher Auffassung die Hintergründe des Lebens oder die Not des abseits stehenden Menschen zu erkennen, aber auch beglückt die Wunder der Natur und der Welt zu erfassen. Was sein stets reger Geist aufgenommen hatte, das entfaltete sich in vollendetem Stile in seinen literarischen Arbeiten. Für die Stadt St.Gallen, ihr Gedeihen und ihre kulturelle Entwicklung trat er im

«St.Galler Tagblatt» mit großer Energie ein, aber ebenso unerschrocken und kritisch wandte er sich gegen alles Ungesunde oder Artfremde, das neue Strömungen etwa mit sich bringen mochten.

Nachdem August Steinmann im Jahre 1949 von der Redaktion zurückgetreten war, brachte ihm die Verleihung des St.Galler Kulturpreises im Jahre 1958 die Krönung seines literarischen Schaffens. War bereits 1939 sein Werdenberger Roman «Die Montaschiner» erschienen, so folgte 1959 in der «Auslese» eine Sammlung seiner besten Novellen und Essays. In beiden Werken spürt man das wache Auge des Beobachters und das Ringen um beste Ausdrucksform.

In den letzten Jahren lebte August Steinmann ziemlich zurückgezogen mit seiner Gattin in seinem Heim in St.Georgen. Sah er auch das eigene Leben der Erfüllung entgegengehen, so beschäftigte ihn um so mehr die Entwicklung und das Geschick seiner Enkelkinder. Bis in die letzten Wochen seines Daseins verfocht er seine fest umrandete Lebensauffassung. Fast täglich unternommene Spaziergänge führten ihn über Dreilinden, von wo er den Blick über seine geliebte Vaterstadt schweifen ließ, deren Wohl und Wehe ihm zeitlebens Herzensangelegenheit gewesen war.

PROF. DR.
EMIL FUNK



28. März 1895 – 21. Januar 1966. Schon sehr früh hat Emil Funk, der in Zürich geboren und aufgewachsen ist, seine Mutter verloren, wodurch er eine schwere Jugendzeit durchmachte. Seine Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt, und 1921 promovierte er an der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Nach kurzer Tätigkeit an der Kantonsschule St.Gallen arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent an der Sternwarte Zürich; 1929 erfolgte seine Wahl als Hauptlehrer für Mathematik und Astronomie an die st.gallische Kantonsschule. Siebzehn Jahre später übernahm er die Leitung des Obergymnasiums. In dieser Eigenschaft wirkte er verantwortungsbewußt bis zu seiner im Jahre 1960 erfolgten Pensionierung. Er stellte sich aber, zu dieser Zeit des Lehrermangels, weiterhin für einen kleinern Lehrauftrag bis 1965 zur Verfügung der Schule.

Seine ihm anhänglichen Schüler fanden in Professor Funk einen hilfsreichen, wenn auch strengen Lehrer und einen die Jugend verstehenden, weisen Menschen. Er war einer jener humanen Mathematiklehrer, die wissen, daß es auch unter den in der Mathematik wenig Begabten viele ausgezeichnete Köpfe mit andern Begabungen gibt. Schon früh hatte sich Emil Funk der Geisteslehre Rudolf Steiners zugewandt, er war Vorstandsmitglied und Vortragender in der Anthroposophischen Gesellschaft St.Gallen.

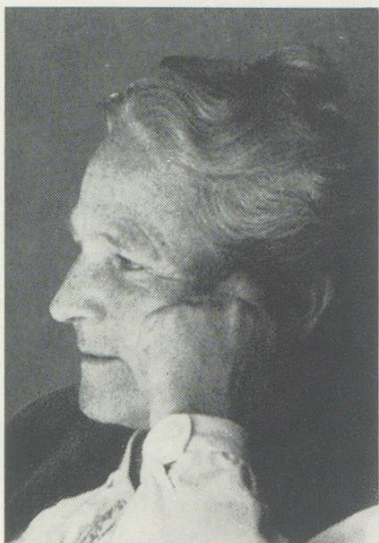
Auf dem Sterben von Emil Funk liegt eine Tragik, lag doch seine Gattin gelähmt im Spital, während er selbst zu Hause schwer erkrankte und starb. Bis in die letzten Tage aber zeigte sich die Treue seiner frühern Schülerinnen und Schüler.

EMIL METZLER



2. August 1899 – 5. Februar 1966. Als Sohn von Zimmermann Emil Metzler erblickte Emil Metzler in Balgach das Licht der Welt und verlebte mit sieben Geschwistern eine schöne Jugendzeit. Im Lehrerseminar Rorschach ließ er sich zum Lehrer ausbilden. Oberrindal wurde dem strebsamen jungen Lehrer zum ersten Wirkungsfeld. Nach siebenjähriger Tätigkeit übernahm Lehrer Metzler die Oberschule in Lüchingen, und später bot sich ihm in Wittenbach eine neue Stätte der Lehramts-tätigkeit. Sein langgehegter Wunsch, einmal in der Stadt St.Gallen unterrichten zu dürfen, ging im Jahre 1938 in Erfüllung. Erst in den Schulhäusern Neudorf und St.Fiden, unterwies er später die Kinder mit großer Freude im neuen Schulhaus Großacker. Die Kinder waren ihm fest ans Herz gewachsen, ebenso schätzte er die Freundschaft mit seinen Kollegen. In seiner Mußzeit betätigte sich Emil Metzler als Kunstmaler; einige seiner Bilder wurden durch die Stadt angekauft. Auf Ende des Schuljahres wollte sich Emil Metzler in den Ruhestand begeben, um sich ganz seinem Hobby, dem Malen und Zeichnen, zu widmen. Es war ihm aber nicht mehr vergönnt, er starb ganz unerwartet. Emil Metzler war ein Mann von aufrichtiger, gerader Art und voll Hilfsbereitschaft für seine Mitmenschen.

DR. PHIL.
BERTA HUBER-
BINDSCHEDLER



15. April 1893 – 13. Februar 1966. Als eine der vier Töchter von Goldschmied Bindschedler ist Berta Huber-Bindschedler in ihrer Vaterstadt St.Gallen aufgewachsen. An der Universität Zürich studierte sie Germanistik, Psychologie und Psychiatrie. Nach dem Studienabschluß und ihrer Verheiratung mit dem Augenarzt Dr. Othmar Huber fand die junge Frau freudig mitarbeitende Teilnehmer an ihren Kursen über deutsche Literatur. Sie war Mitbegründerin der Volksbildungskurse St.Gallen, in denen sie vor einer großen Hörerschaft ihre Vorträge hielt. Sie verstand es, auch einfache Menschen zu packen, wenn sie von den Dichtern sprach. Der Wegzug nach Glarus, wohin ihr Gatte als Leiter der Augenklinik gewählt worden war, fiel der St.Gallerin nicht leicht. Sie schaffte sich dort aber wiederum einen Wirkungskreis, der auch soziale Probleme mit einbezog. So zog sie auch in Glarus ein Volksbildungswerk auf, das, ähnlich wie in St.Gallen und andern Orten, von einem großen Kreise von Hörern, vornehmlich Frauen, besucht wurde. Es waren besonders Fragen der Frauenbildung, die sie erörterte. Groß war auch die Zahl von geistig bedeutsamen Menschen, mit welchen Bertha Huber-Bindschedler in regem Verkehr und Gedankenaustausch stand. In St.Gallen waren die Volksbildungskurse unterdessen eingegangen, und Frau Dr. Huber hielt ihre öffentlichen Vorlesungen und Übungen im Rahmen der Abendvorlesungen an der Hochschule. Sie arbeitete immer wieder neue Themen durch, die aber doch alle um die Besinnung des Menschen auf sich selbst und seine Aufgabe kreisten, wobei die religiösen Fragen immer mehr in den Vordergrund traten. Berta Huber-Bindschedler war eine kämpferische Natur, sie konnte sich mit Schärfe dafür einsetzen, was sie als recht empfand, aber sie war beseelt von einem starken Wahrheitswillen und Abscheu gegen jede Feigheit und Lauheit. Zu ihren schönsten Eigenschaften gehörten ihre Großzügigkeit und eine unverbrüchliche Treue ihren Freunden gegenüber.

Von den Publikationen von Berta Huber-Bindschedler sind zu nennen: die Monographie über Jakob Bosshart «Die Schweiz im deutschen Geistesleben», die Broschüre über die

St.Galler Dichterin Regina Ullmann und «Die Symbolik in Gotthelfs Erzählung «Die schwarze Spinne». Mit Dr. Berta Huber-Bindschedler ist eine Frau von ausgeprägter Originalität und Weite der Bildung gestorben.

JENÖ KRAUSZ



24. April 1903 – 14. Februar 1966. Als junger Mann kam Jenö Krausz, der in Ungarn geboren und aufgewachsen ist, nach der Schweiz. Nach einer halbjährigen Ausbildung in der Herrenkonfektion in Bern verehelichte er sich mit Lilly Kaufmann und trat zugleich in das kleine Geschäft seines Schwiegervaters an der St. Leonhard-Straße ein, wo er die Herrenkonfektion einführte. Kurz nach dem zweiten Weltkrieg führte er in dem Hause St. Leonhard-Straße 10 die Damenkonfektion ein, und 1952 konnte das ehemalige Hotel Hirschen erworben werden, wo sich ebenfalls ein Herren- und später ein Damenmodegeschäft entwickelte. Ab 1946 leitete Jenö Krausz das sich stets erweiternde Konfektionsgeschäft selbständig, wobei ihm seine Gattin zur Seite stand. 1958 kam der große Umbau an der St. Leonhard-Straße, nachdem das Haus Nr. 6, die frühere Adlerapotheke, erworben werden konnte. Jenö Krausz war ein umsichtiger Geschäftsmann mit großer Energie und von nie erlahmendem Unternehmungsgeist und eine von seinen zahlreichen Geschäftsfreunden im In- und Ausland geschätzte Persönlichkeit. Seine Geschäftsreisen führten ihn jedes Jahr in die verschiedensten Länder, wo er sich neue Kenntnisse und Anregungen holte.

Als Prinzipal verlangte er von seinen Angestellten gute Arbeit, war daneben aber gütig, wenn es zu helfen galt. Eine besondere Freude bedeuteten ihm jeweils die Reisen nach Südamerika zum Besuche seiner Tochter. Als leidenschaftlicher Briefmarkensammler brachte er es mit den Jahren zu einer bedeutenden Sammlung. Jenö Krausz ist ein in seinen Lebensansprüchen bescheiden gebliebener Mann, sein ganzer Einsatz galt dem Geschäfte, das er aus kleinem Anfang zu einer der großen Konfektionsfirmen der Stadt gemacht hat.



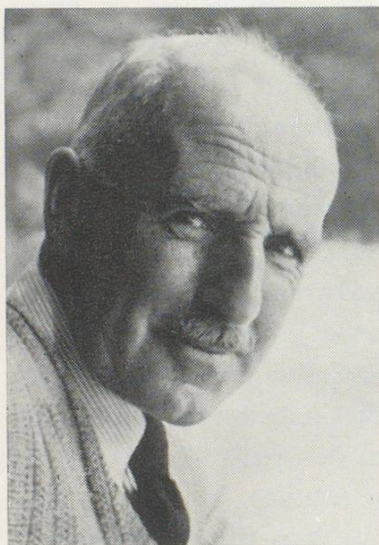
16. Juni 1892 – 1. März 1966. Eine mit reichen Gaben des Geistes und des Gemütes ausgestattete Frau war Dora Fanny Rittmeyer. Sie entstammte einer angesehenen St.Galler Familie und trug in sich das Erbe ihres Großonkels, des Malers Emil Rittmeyer. Schon früh vaterlos, wurde sie mit ihrem jüngern Bruder Ludwig von ihrer verständnisvollen Mutter und einer gütigen Großmutter erzogen, welche ihre Begabungen förderten und pflegten. Dora Rittmeyer erwarb sich das Primarlehrerinnendiplom in Genf, das Patent für die französische Sprache an der Lehramtsschule St.Gallen und bildete sich dann im Zeichnen, Malen und im Kunstgewerbe in München aus. Als der erste Weltkrieg ausbrach, übernahm sie Aushilfsstellen an Sekundar-, Primar-, Gewerbe-, ja selbst an Kleinkinderschulen. Zeichnen, Formen und Entwerfen aber waren die Leidenschaft der jungen Dora Rittmeyer, und so faßte sie im Textilfach Fuß, bis sie durch den ihr Talent erkennenden Stiftsbibliothekar Dr. Fäh in die Silberschmiede- und Kirchengoldschmiedekunst eingeführt wurde. Dreieinhalb Jahre arbeitete sie in einer Werkstatt, wo sie alle Gebiete der Metallkunst entwarf und ausführte.

Später versuchte sich Dora Rittmeyer in der Kunstgeschichte, sie verfaßte Abhandlungen in den St.Galler Neujahrsblättern über die Goldschmiedewerke der Kathedrale St.Gallen und das Goldschmiedehandwerk in der Stadt Sankt Gallen. Während zweier Jahre vertrat sie auch ihren erkrankten Förderer und Lehrer und lernte so die Bibliotheksarbeit und die Handschriftensammlung in der Stiftsbibliothek kennen. Nach erneuten Studien in Luzern veröffentlichte sie 1941 ein Werk über die Luzerner Goldschmiedekunst mit Abhandlungen über die Irrfahrten der Kirchenschätze der schweizerischen Klöster. Ferner wurde sie zur Inventarisierung der Kunstdenkmäler des Kantons Sankt Gallen verpflichtet. Immer wieder trat Dora Rittmeyer, die im Jahre 1943 durch die Verleihung des Ehrendoktors durch die Universität Bern geehrt wurde, mit Publikationen vor die Öffentlichkeit, so u. a. mit einer Studie über den Kirchenschatz des Klosters Pfäfers, der Stadt Wil und die Kirchenschätze des Sarganserlandes; es folgten der Band über die Vadian-

bildnisse, die Veröffentlichungen über die Goldschmiedekunst in Rapperswil und in Winterthur. Auch den Bänden «Kunstdenkmäler der Schweiz» verlieh sie ihre Mitarbeit. Daneben hielt sie zahlreiche Vorträge und hielt auch in Artikeln im Historisch-biographischen Lexikon der Schweiz der Wissenschaft die Treue. Hochgeschätzt wurde die St.Galler Kunsthistorikerin im Historischen Verein der Stadt St.Gallen wie in der St.gallisch-Appenzellischen Vereinigung für Familienkunde.

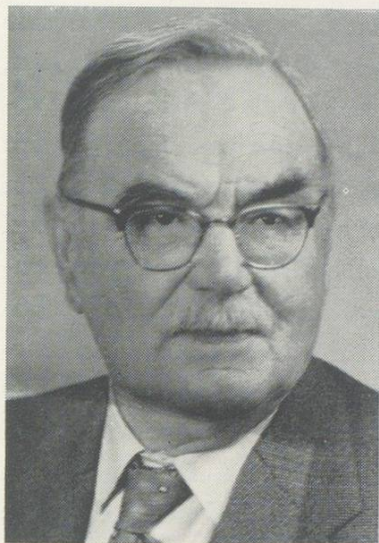
So hat Dora Rittmeyer als starke, gereifte Persönlichkeit von nie erlahmendem Fleiße und größter Ausdauer ein Lebenswerk geschaffen, das für die Nachwelt von bleibendem Werte ist. Sie war eine Frau, die, beseelt von tiefer Frömmigkeit, lebendiges Christentum in all ihrem Tagewerk, in ihrer liebevollen Einstellung zum Nebenmenschen und in guten Werken tätigte und heitern Sinnes und anspruchlos für sich selbst durch das Leben schritt.

ERNST FEHR



4. September 1881 – 14. März 1966. Ernst Fehr studierte an der ETH in Zürich und in München und arbeitete dann praktisch in Karlsruhe und Dresden. 1910 trat er als Architekt in das Baugeschäft seines Freundes Victor Müller in St.Gallen ein, seit 1919 arbeitete er als Architekt allein. 1914 heiratete er und fand in seiner Lebensgefährtin eine verständnisvolle Helferin. Schon früh widmete sich Ernst Fehr-Raduner vielseitiger ehrenamtlicher Tätigkeit. Während zwanzig Jahren gehörte er als Bauinspektor dem Bürgerrat an, was ihn bei seiner innern Verbundenheit mit seiner Vaterstadt besonders ansprach. In seine Amtszeit in der evangelischen Kirchenvorsteherschaft fielen die umfangreichen Renovationen städtischer Kirchen. Mehrere Dezennien war er in den Kommissionen der Taubstummenanstalt, des Altersheims für alleinstehende Frauen im Sömmmerli, der Kinderkrippe und der Kinderheilstätte Bad Sonder tätig. Verschiedenen andern gemeinnützigen Institutionen diente er als Berater. Er interessierte sich sehr für das kulturelle Leben Sankt Gallens, besaß einen feinen Sinn für Kunst und war auch sehr naturverbunden. Mit seinem ruhigen, ausgeglichenen und mit Humor begabten Wesen fühlte er sich wohl in kleinem,

ROBERT
ZOLLIKOFE



angeregtem Kreise; die Freundschaften, die er noch als Singstudent geschlossen hatte, pflegte er bis ins Alter.

Es entsprach seiner Bescheidenheit, unauffällig im stillen zu wirken. Er wurde geschätzt nicht nur wegen seines beruflichen Könnens, sondern auch als charaktervolle, kultivierte und auf harmonische menschliche Beziehungen bedachte Persönlichkeit.

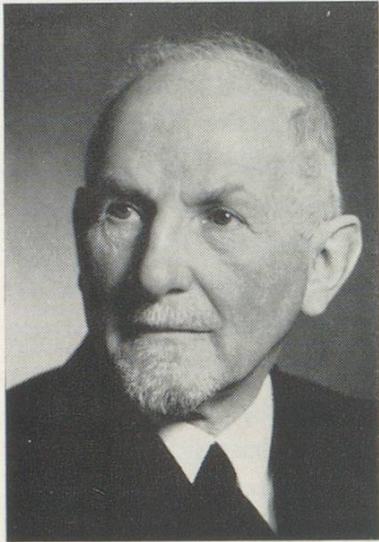
30. Juli 1885 – 25. März 1966. Dem alten Sankt Galler Bürgergeschlechte Zollikofer von Sonnenberg entstammend, wuchs Robert Zollikofer in bescheidenen Verhältnissen in Sankt Gallen auf. Er studierte an der ETH Kultur-Ingenieur, wo er sich 1907 das Diplom erwarb. Seine praktische Tätigkeit begann der junge Ingenieur auf dem Kantonalen Meliorationsamt in Zürich, wo er sich mit allen Sparten der Bodenverbesserungen zu befassen hatte. Er war bis zum Adjunkten des Meliorationsamtes avanciert, als er seinen Posten aufgab. 1937–1939 organisierte und leitete er den Sektor Kulturtechnik der Landesausstellung in Zürich. Robert Zollikofer war begeisterter Soldat. Im ersten Weltkrieg war er zum Hauptmann befördert, mit seiner Ernennung zum Major trat er in das Ingenieuroffizierskorps über und wurde 1933 zum Oberst befördert.

1947 wurde Robert Zollikofer auf den Posten des Ersten technischen Leiters der Melioration der Rheinebene berufen. Es war ihm vergönnt, das fünf Jahre vorher durch den inzwischen verstorbenen Oberingenieur Dr. Fluck begonnene Werk zu Ende zu führen. Er besaß umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete des Meliorationswesens und führte das Projekt mit größter Umsicht weiter. Die Melioration der Rheinebene, die für Robert Zollikofer zum Lebenswerk geworden ist, wurde für die ganze Gegend zu großem Segen. Es ist kaum zu ermessen, welche gewaltige Leistung Oberingenieur Zollikofer hier vollbracht hat.

Nach Abschluß dieses Werkes trat Robert Zollikofer, bereits 77 Jahre alt, in den Ruhestand und übersiedelte in seine Vaterstadt, an der er mit ganzem Herzen hing. Er hatte sich im Jahre 1914 verheiratet und war Vater von zwei Kindern und drei Enkelkindern. Nach dem

Tode seiner Lebensgefährtin übersiedelte er ins Altersheim Singenberg, wo es immer stiller um ihn wurde. Robert Zollikofer hat von seinen großen Leistungen nie viel Aufhebens gemacht. Er war ein friedlicher, ausgeglichener Mensch, ein tüchtiger Planer und ein Kulturingenieur von Format. Seine Freunde, denen er immer die Treue hielt, hatte er besonders in Kreisen der Verbindung «Zofingia» gefunden.

PROF. DR. WILLI NEF



6. Februar 1876 – 6. April 1966. Im Hause zur «Brückenwaage» wurde Willi Nef als Sohn von Joh. J. Nef von Herisau und Albertine Zellweger von Trogen geboren. Im Gymnasium der Kantonsschule war er als Schüler der Professoren Götzinger und Dierauer von seinen beiden Lehrern begeistert und wurde von diesen für seine spätere Lehrtätigkeit in Deutsch und Geschichte wesentlich beeinflußt. Nach Studienjahren in Heidelberg, Leipzig, Berlin und Zürich doktorierte er in Zürich. Im Anschluß daran wurde er Assistent von Prof. Meumann für experimentelle Psychologie und versah dann verschiedene Lehrstellen in England und Schottland. 1903 trat Willi Nef eine Lehrstelle an der Kantonsschule Trogen an, zugleich wurde er Mitglied der Redaktionskommission der Appenzellischen Jahrbücher. Seine Lehrtätigkeit in St. Gallen begann er 1907 an der Kantonsschule, wo er als begeisterter Lehrer für Geschichte und Deutsch das Erbe von Professor Dierauer übernahm. Hatte er bereits Vorlesungen über Philosophie an der Handelshochschule seit dem gleichen Jahre 1907 gehalten, so wurde diese Tätigkeit 1912 erweitert durch die Übernahme des psychologisch-pädagogischen Seminars für die künftigen Handelslehrer. 1936 trat er als Lehrer von der Kantonsschule zurück, setzte seine mit ungewöhnlichem Geschick geführte Lehr- und Vortragstätigkeit an der Handelshochschule jedoch fort bis zu seinem altershalber bedingten Rücktritt im Jahre 1947. Es war aber Prof. Willi Nef, den die Hochschule zu ihrem Honorarprofessor ernannt hatte, noch lange Jahre vergönnt, den Aufschwung des akademischen Lebens in Sankt Gallen zu verfolgen. Seine rege Anteilnahme an der Entwicklung von Kantonsschule und Handelshochschule bekundete er auch durch Ver-

öffentlichungen über «Kantonsschulfragen» und «Handelshochschulfragen». Er entfaltete eine große Vortragstätigkeit in den wissenschaftlichen Vereinen in St.Gallen und im Kantonsschulverein, dessen Mitbegründer er war, und in zahlreichen Volkshochschulen und kulturellen Vereinigungen der Kantone St.Gallen und Appenzell A. Rh.

Die Reihe seiner eigenständigen Werke eröffnete Prof. Nef mit einer Studie über Minister Arnold Roth von Teufen, es folgten «Die Philosophie Wilhelm Wundts» 1923, «Die Macht und ihre Schranken» 1941.

Prof. Willi Nef, eine lebensfrohe, starke Persönlichkeit, gehörte zu den führenden Köpfen des Jungfreisinns, er trat vor allem als Bildungspolitiker hervor. Er war ein von der Wahrheit und Freiheit Ergriffener, der es verstand, in zündenden Worten und packender freier Rede zur Jugend und seiner stets zahlreichen Hörerschaft zu sprechen. Dem hochgebildeten Gelehrten war auch die Gabe der Geselligkeit zu eigen, und im harmonischen Familien- oder Freundeskreise zeigte sich seine hervorragende Erzählergabe, die sich gerne mit seinen Erinnerungen an St.Gallen vor der Jahrhundertwende beschäftigten.

BRUNO AGUSTONI



18. Juni 1912 – 18. April 1966. Auf dem damals noch wenig überbauten Rosenberg verlebte Bruno Agustoni mit seinem Bruder eine frohe Jugendzeit. Seine berufliche Ausbildung begann an der Verkehrsschule. In England, dann in den Reisebüros Kuoni in Lugano und Zürich sowie bei der frühern Generalvertretung der Hamburg-Amerika-Linie in Zürich hatte er reichlich Gelegenheit, sich gründlich im Reisebürodienst weiterzubilden. Im Jahre 1937 starb der Vater, der in St.Gallen ein Reise- und Versicherungsbüro geführt hatte, und so folgte Bruno Agustoni seinem ältern Bruder ins väterliche Unternehmen. Es war für die beiden Brüder eine schwere Aufgabe, das Reisebüro in St.Gallen während der Vorkriegs- und Kriegsjahre durchzuhalten, beschränkte sich doch der Reiseverkehr auf ein Minimum. Nach dem Kriege, also mit dem Wiederbeginn des Verkehrs, und vor allem auch des Flugverkehrs, kamen wieder gute Zeiten. Bruno Agustoni verstand es dank

seinen gründlichen Kenntnissen und seiner Geduld für gute Beratung, die mannigfaltigen Wünsche des reisenden Publikums zu erfüllen. Er liebte seine Arbeit und diente ihr während dreißig Jahren. Während zehn Jahren wirkte er im Vorstand schweizerischer Reisebüros. Vor zwei Jahren erlitt Bruno Agustoni eine gesundheitliche Störung, von der er sich nie mehr ganz erholte. Seine Freude in der Freizeit und seine Freunde fand er im Skiklub Alpina und im Skalklub.

PROF. DR. PAUL
HILDEBRAND

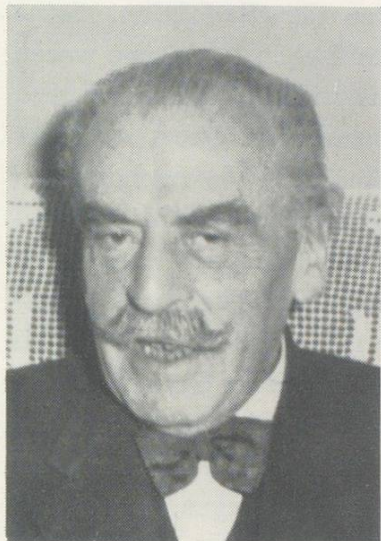


22. November 1893 – 24. April 1966. Mit Paul Hildebrand ist ein Gymnasiallehrer verschieden, der während vierzig Jahren an der St.Galler Kantonsschule gewirkt hat. Als jüngstes von zehn Kindern in Winkeln geboren, führte ihn sein Ausbildungsgang von Stans und Sarnen an die Universität Freiburg, wo er doktorierte. Die erste Anstellung fand Paul Hildebrand als Bibliothekar an der Militärbibliothek der Generalstabsabteilung in Bern. Sein Wunsch, sich der Lehrtätigkeit zuzuwenden, wurde erfüllt, als er, erst als Hilfslehrer und ab 1920 als Hauptlehrer für Latein, Deutsch und Geschichte, an die Kantonsschule St.Gallen gewählt wurde. 1937 übernahm er die Leitung des Untergymnasiums, 1945 kam das Amt des Prorektors dazu, und so trug er die dreifache Last des Prorektors, des Abteilungsvorstandes und des Fachlehrers bis 1957. Es war für die Schule sehr wertvoll, daß sich Paul Hildebrand auch nach seiner Pensionierung im Jahre 1959 zur Übernahme eines Lehrauftrages zur Verfügung stellte.

Paul Hildebrand besaß in weitem Maße die Eigenschaften, die den guten Gymnasiallehrer ausmachen, er lehrte sorgfältig, geduldig und konsequent. Neben der fachlichen Eignung kamen seine menschlichen Qualitäten – eine natürliche Güte, Gerechtigkeit, väterliche Strenge verbunden mit Liebe – zum Ausdruck. Seine hohe Berufsauffassung und sein ganzes Leben waren getragen von einer unerschütterlichen Gläubigkeit.

Paul Hildebrand hatte sich im Jahre 1921 verheiratet. 1946 verlor er seine treue Lebensgefährtin, die ihm drei Kinder geschenkt hatte, durch den Tod. Als sich auch die Kinder verheiratet hatten und weggezogen waren, fand

EMIL MARTI



er nochmals eine gute Gattin, die ihn bis zu seinem Hinschied treu umhegte.

Die Arbeit für die Jugend an der Kantonschule St.Gallen war für Paul Hildebrand zur freudig bewältigten Lebensaufgabe geworden, und er durfte bis ins Alter die Anhänglichkeit seiner Schüler fühlen, die in ihm den hilfreichen und väterlich ratenden und lenkenden Lehrer verehrten.

7. Mai 1878 – 30. April 1966. Aus einer kinderreichen Familie stammend, wandte sich Emil Marti nach Abschluß der Schulzeit dem Hotelfache zu. Der Lehrzeit in Bern folgte eine erste Stelle als Saalkellner in einem großen Hotel in Brunnen. Jugendlicher Unternehmungsgeist trieb ihn von Kurort zu Kurort in der Schweiz wie im Ausland. So lernte er Hotelbetriebe in Florenz, Nizza, Kairo und Luxor kennen, was ihm eine gute Praxis zu raschem Aufstieg im Berufe bedeutete. Vom Hotelsekretär brachte er es zum Hotelverwalter im Kurhaus Schöneck ob Beckenried. Hier lernte er seine spätere Frau kennen, mit der er dann als Verwalter nach Schloß Hard bei Ermatingen zog. Im Jahre 1916 wurde ihm vom Christlichen Verein Junger Männer die Verwalterstelle des Hotels «Hospiz zum Johannes Keßler» in St.Gallen angeboten, die er mit Freude annahm. Es bedurfte seines großen Einsatzes, das Hotel in den Jahren des ersten Weltkrieges wieder zur Blüte zu bringen, was ihm aber dank seiner und seiner Gattin Tüchtigkeit gelang. Und glücklich überwand er auch die Schwierigkeiten, die sich im zweiten Weltkrieg für den Hotelbetrieb ergaben.

Nach 31jähriger Tätigkeit, welche ausschließlich dem Wohle seiner Familie und der guten Führung des Hotels Johannes Keßler galt, zog sich Emil Marti ins Privatleben zurück. Nach dem Tode seiner Gattin und einem zweijährigen Aufenthalt bei einem Sohne siedelte er in das Altersheim Singenberg über, wo er bis zu seinem Hinschied in aller Zurückgezogenheit lebte. Emil Marti war ein Mann von großer Bescheidenheit, ein guter Verwalter des ihm anvertrauten Gutes, dem es Bedürfnis war, den Mitmenschen zu dienen im Sinne seiner christlichen Einstellung.

JULES SOCHA



3. Februar 1907 – 3. Mai 1966. Jules Socha ist in St.Gallen geboren, hier wuchs er auf, und mit St.Gallen war er bis zu seinem Tode eng verbunden. Nach seinen Schul- und Lehrjahren trat er 1927 als Akquisiteur in die Buchdruckerei «Volksstimme» ein. Seine besondere Fähigkeit des Kontaktnehmens mit den Mitmenschen machte ihn zum erfolgreichen Mitarbeiter. Journalistische Begabung, Wissensdurst und Anteilnahme an allem Geschehen in der Stadt machten ihn mit der Zeit auch zum geschätzten Mitarbeiter der Redaktion. Seine Berichte über die städtischen Ereignisse waren vielfach mit lokalhistorischen Reminiszenzen ergänzt. Seine Kenntnisse im Sport stellte er sowohl der «Volksstimme» wie Fachorganen zur Verfügung. Er gehörte zu den Mitbegründern des St.Galler Verbandes der schweizerischen Sportjournalisten. Der Turn- und Sportvereinigung wie dem SC Brühl diente er als Vorstandsmitglied, ebenso dem Quartierverein St.Fiden-Neudorf. In verschiedenen Vereinen übernahm er uneigennützig und mit Eifer die Organisation von Veranstaltungen. In Kreisen der St.Galler Arbeiterbewegung, besonders in den Arbeiter-Kulturorganisationen, konnte man stets auf die Mithilfe von Jules Socha zählen, der sich mit der ihm eigenen Begeisterung einsetzte. Die letzten Jahre wurden durch ein sich immer mehr zeigendes Leiden getrübt, das schließlich zum Tode führte. Jules Socha war ein ehrlich-lebenswürdiger und jedermann gegenüber hilfreicher Mensch von geistiger Regsamkeit und allseitigem Interesse.

HUGO GSCHWEND



27. Januar 1908 – 25. Mai 1966. Im alten Bäckerhause an der Goliathgasse 7, wo Hugo Gschwend geboren ist, hat er auch sein ganzes Leben verbracht. Diesem Hause, dem bereits die Eltern den guten Namen gegeben hatten, war er zeitlebens in Anhänglichkeit verbunden. Hier verlebte er eine sonnige Jugend und nach Absolvierung der städtischen Schulen entschloß er sich, seinem Vater im Berufe zu folgen. Er genoß eine gute berufliche Ausbildung als Bäcker und Konditor in Bern und Paris und vervollkommnete seine Kenntnisse an Saisonstellen im Berner Oberland.

In seine Vaterstadt zurückgekehrt, verehelichte

er sich und fand in seiner Gattin eine aufopfernde Lebensgefährtin und tüchtige Mitarbeiterin im Geschäft, das ihm 1947 von seiner verwitweten Mutter übergeben wurde. Hugo Gschwend wußte das in ihn gesetzte Vertrauen voll auf zu rechtfertigen, dank seiner beruflichen Tüchtigkeit und einer soliden Geschäftsführung. Mit den Jahren wurde das Geschäft, dem ein Café – eines der ältesten der Stadt – angegliedert war, immer wieder erweitert und modernisiert. Seinen Angestellten, die ihm teils jahrzehntelang die Treue hielten, war er ein guter Prinzipal und verstehender Berater in ihren Angelegenheiten, seine vielen Freunde aber schätzten an ihm seine Güte und Aufgeschlossenheit, aber auch seinen Frohmut und den immer durchdringenden Humor.

Seit zehn Jahren zeigten sich Vorboten einer Krankheit. In diesen Zeiten brachten ihm die Besuche seiner Enkelkinder viel Freude ins Haus. Am letzten Tage seines Lebens war es Hugo Gschwend noch vergönnt, zusammen mit seiner ihn treu umhегenden Gattin eine Fahrt auf dem Bodensee zu machen, um dann in der folgenden Nacht still und unvermerkt in die Ewigkeit hinüber zu schlafen.

PAUL MÜLLER
alt Landammann



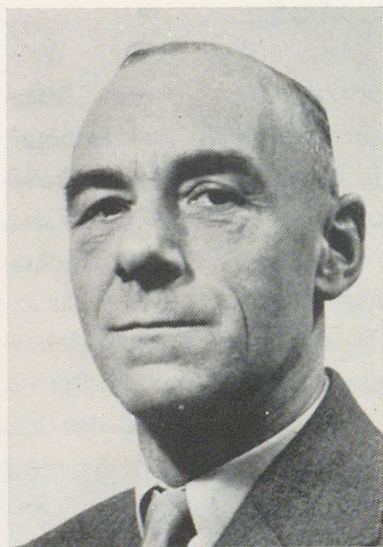
19. Mai 1895 – 6. Juni 1966. Aus altem Untertoggenburger Bauerngeschlecht stammend, wuchs Paul Müller in Henau auf. An einer kaufmännischen Stelle in Neuenburg bildete er sich beruflich aus, um dann in den öffentlichen Dienst seiner Heimatgemeinde zu treten. Er arbeitete sich bis zur Funktion des Gemeindegassiers hinauf, er diente der Gemeinde als Betreibungsbeamter, als Gemeindegassier, der katholischen Schulgemeinde Henau-Niederuzwil als Schulpfleger, ferner stellte er sich dem Kanton St. Gallen als nebenamtlicher Kantonsrichter und als Mitglied des Großen Rates während vielen Jahren zur Verfügung. Im Jahre 1942 wurde Paul Müller als Nachfolger von Regierungsrat Grünenfelder als erster christlich-sozialer Regierungsrat gewählt. Während 22 Jahren hat er als Chef des Departements des Innern seine große Aufgabe gewissenhaft erfüllt. Es unterstanden ihm das gesamte Gemeindefürsorge- und krankenkassenwesen, wie auch andere Verwaltungs- und Sozialabteilungen. Von

den vielen Gesetzeswerken, die Regierungsrat Müller zum erfolgreichen Ende führte, seien vor allem das Organisationsgesetz der Bezirke und Gemeinden und das Gesetz über die öffentliche Fürsorge genannt. Beide Gesetze bilden die Krönung der legislatorischen Wirksamkeit von Paul Müller als Mitglied der st.gallischen Regierung, weil sie einmal die große geistige Linie des erfahrenen Magistraten, wie sein Verständnis für die Anliegen der hilfsbedürftigen Menschen zeigen.

Dreimal, in den Jahren 1947/48, 1953/54 und 1960/61 stand Paul Müller an der Spitze der Regierung als Landammann. Seine unvergeßliche Rede anlässlich des 150jährigen Bestehens des Kantons St.Gallen zeugte von seiner großen Liebe für das St.Galler Volk und den Staat, wie von seinen geschichtlichen Kenntnissen.

Paul Müller hatte in frühen Jahren seine Gattin verloren, er verehelichte sich noch einmal und fand in seinem großen Familienkreise seine schönste Erholung.

PROF.
KARL KRUMNACKER

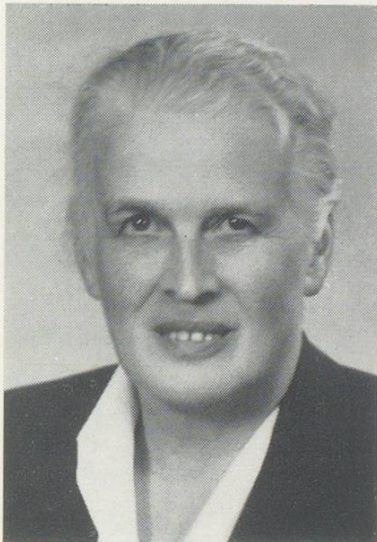


14. Januar 1914 – 10. Juni 1966. In St.Gallen aufgewachsen, durchlief Karl Krumnacker, der schon in frühem Alter mathematische Begabung verriet, die technische Abteilung der Kantonsschule. Nach glänzend bestandener Matura begann er seine mathematisch-physikalischen Studien an der ETH in Zürich, die er 1938 mit dem Diplom abschloß. Krieg und Krisenzeiten unterbrachen die akademischen Pläne. Er diente dem Lande als begeisterter Offizier und übernahm in Urlaubszeiten Verweserstellen am Institut auf dem Rosenberg, bis er 1942 als Hilfslehrer an die St.Gallische Kantonsschule gerufen wurde, an welcher er schon im folgenden Jahre zum Hauptlehrer für Mathematik avancierte. Später unterrichtete er auch am Abendtechnikum und wurde an der Hochschule St.Gallen auf Grund eines Lehrauftrages Dozent für mathematische Grundlagen der Betriebs- und Volkswirtschaftslehre. Der Mittelpunkt seines Wirkens aber blieb das Lehramt an der Kantonsschule, dem er sich mit Hingabe widmete. Er arbeitete sich ständig in neue Erkenntnisse und Methoden ein und wandte sie verantwortungsbewußt an. Als starke Persönlichkeit mit hervorragenden Eigenschaften be-

trachtete er seine Lehrtätigkeit als Teil der Gesamterziehung und als Dienst am Volke. In seinen Fächern bildete er sich unablässig weiter und nahm immer als aktiver Mitarbeiter an französischen Mathematikertagungen teil. Er war ein streng fordernder Lehrer, seine Schüler durften ihn aber auch als gütigen Berater kennenlernen, wenn sie Schwierigkeiten hatten. Der christlich-abendländischen Kultur verhaftet, wollte er die akademische Jugend in redlicher Zucht in die streng mathematische Gedankenwelt einführen, welche an der Entfaltung dieser Kultur mitgewirkt hatte. Sein intensives Interesse an der Wissenschaft beschränkte sich nicht nur auf sein Fach, er lebte in unmittelbarem Verhältnis zur Philosophie, zu Kunst und Dichtung und seinem innerlichen Wesen entsprechend vertiefte er sich in das religiöse Schrifttum.

Karl Krumnacker liebte seine Heimat, in jüngern Jahren war er leidenschaftlicher Bergsteiger und er durchstreifte in großen Wanderungen die Täler der Schweiz. 1955 hatte er sich verheiratet, und in glücklicher Ehe genoß er das Familienleben mit seiner Gattin und zwei kleinen Mädchen.

GERTRUD MÖHRLIN



15. Februar 1899 – 20. Juni 1966. Obwohl Gertrud Möhrli, die im Kreise von drei Geschwistern aufgewachsen ist, ihre Mutter schon sehr früh verlor, genoß sie eine schöne Jugendzeit, die von der ältesten Schwester geleitet war. Bedingt durch den Krieg wurde der Haushalt 1917 für einige Jahre aufgelöst und Gertrud Möhrli bereitete sich in Stuttgart für den Beruf der Hauswirtschaftslehrerin vor. Nach St.Gallen zurückgekehrt, fand sie eine Aufgabe bei der «Pro Juventute» und bei der weiblichen Berufsberatung. Ihrem mütterlichen Wesen sagte die Arbeit und die Fürsorge für die Kinder besonders zu. Sie versah ihren manchmal recht strengen Posten während 30 Jahren. Einige Wochen nach ihrer Pensionierung berief sie das Rote Kreuz, Sektion St.Gallen, an die Sekretärinnenstelle. Sie wurde hier zur pflichtbewußten initiativen Mitarbeiterin und erfüllte mit unendlicher Hingabe und großer Freude die ihr gestellten Aufgaben. Besonders am Herzen lag ihr die Beschäftigungstherapie für Gebrechliche,

ebenso die Organisation der Rotkreuzkurse für Spitalhelferinnen, die Kurse für Krankenpflege oder für Betreuung von Betagten. Trotz ihrer stillen, in sich gekehrten Art verschenkte sie Freunden und Bekannten ihre Güte und Fürsorge, und in ihrem Heim fanden sowohl frohe wie bedrückte Menschen liebevolle Aufnahme. Getrud Möhrlin war eine treue Mitarbeiterin am Werke des Roten Kreuzes, dessen Sinngebung sie in ihrem ganzen Leben verwirklicht hat. Die Kraft dazu schöpfte sie aus einem gläubigen und für alle Not mitfühlenden Herzen.

KLARA ISELI



8. Mai 1920 – 8. Juli 1966. Eine treue Helferin für Gehörlose und Taubstumme war Klara Iseli, die trotz eigenem Leiden Lebensmut und Freude zu verbreiten verstand. Ihr anfänglicher Wunsch, Lehrerin zu werden, konnte wegen ihres körperlichen Gebrechens nicht in Erfüllung gehen. So stellte sie sich um und kam 1942 als Praktikantin und später als Fürsorgerin zur Taubstummenfürsorgestelle. In zäher Arbeit hat sie dabei immer wieder neue Wege gesucht, so daß die Fürsorge zur eigentlichen Vorsorge wurde. Sie war verantwortlich für die berufliche Ausbildung der durch Gehörleiden geschädigten Schulentlassenen und für ihre wirtschaftliche und soziale Eingliederung. Die Weiterbildung der Gehörlosen durch Vorträge, Jugendlager, Ferienwochen für Einsame war ebenfalls ihr Werk. Es unterstand ihr auch die Elternberatung, und viele ältere Gehörlose haben es dem Einsatz von Klara Iseli zu verdanken, daß sie nicht in Anstalten versorgt wurden. Sie war eine immer zur Hilfe bereite Mutter für alle, jung und alt, die durch ihr Gehörleiden in Beruf, Familie und Gesellschaft benachteiligt waren, und es waren Hunderte von Gehörgeschädigten, die bei ihr Hilfe fanden. Im Mittelpunkt des Lebens von Klara Iseli stand der Mitmensch in seinem Leiden und ihr Einsatz war so vollkommen, daß sie sich in ihrer Sorge für die andern aufzehrte. Nicht nur die Taubstummen- und Sprachheilschule, die Beratungsstelle für Taube und Schwerhörige und die evangelische und katholische Taubstummenseelsorge haben durch ihren Tod einen schweren Verlust erlitten, auch viele hundert Gehörlose trauern um ihre beste Freundin.

ANGELO CALZAVARA



23. August 1889 – 6. Juli 1966. In bescheidenen Verhältnissen verlebte Angelo Calzavara in Treviso in Italien seine Kindheit und Jugendzeit. Als Neunzehnjähriger wanderte er, wie viele seiner Landsleute, nach der Schweiz aus, um sich hier eine Existenz zu gründen. In Teufen fand der junge Mann dann eine zweite Heimat, der er zeitlebens verbunden blieb. Das Los der fremden Arbeiter war damals hart und so kam Angelo Calzavara in eine strenge Lebensschule. Nach einer Anstellung bei den SGA bot sich dem fleißigen Arbeiter eine wirtschaftliche Basis bei dem Baugeschäft Bruderer, in dem er vierzig Jahre verblieb. In den letzten zehn Jahren arbeitete er teilweise in dem Baugeschäft seines Sohnes mit, wo er die mannigfaltigsten Dienstleistungen übernahm.

1913 hatte Angelo Calzavara einen eigenen Hausstand gegründet und zusammen mit seiner, ihm im Tode nun bereits vorangegangenen Gattin schuf er mit seinen vier Kindern ein glückliches Familienleben. Trotz gelegentlicher drückender Sorge um das Auskommen bewahrte er einen bewunderungswerten Lebensmut, verankert in stiller Frömmigkeit und gestützt durch seinen Humor. Dank auch dieser Eigenschaften hatten sich zwischen ihm und seinen Freunden schöne menschliche Beziehungen geknüpft.

KARL FAERBER



1. September 1911 – 24. Juli 1966. Karl Faerber stammte aus Thal. Nach Übersiedelung der Familie nach St.Gallen trat er in das Gymnasium der Kantonsschule ein. Im Jahre 1932 begann Karl Faerber mit kleinsten Anfängen, eine Firma aufzubauen, unterstützt zuerst von seiner Familie. Mit eiserner Energie und in unermüdlicher Arbeit brachte er das Elektro-en-gros-Geschäft mit den Jahren zu schönster Blüte. Es scheint aber, daß er sich doch zu viel zugemutet hatte, denn vor drei Jahren befahl ihn eine Krankheit, gegen die er sich zwar mit seinem ganzen Lebensmut und Willen wehrte. Er war immer noch erfüllt von neuen Plänen und Ideen für sein Geschäft, mußte sich aber schließlich in das Unabänderliche ergeben, was er auch mit Gottvertrauen tat. Sein Sonnenschein waren seine beiden Töchter. Ablenkung von seiner aufreibenden Arbeit fand er in der Familie bei Musik, Singen und am Klavier, und viel Freude

KARL FERBER



machten ihm seine Spazierritte in die Umgebung der Stadt und im Appenzellerland.

16. November 1903 – 6. August 1966. In St.Gallen, am Orte seiner vieljährigen Tätigkeit, ist Karl Ferber, Direktor des Stadttheaters St.Gallen, nach schwerem Leiden gestorben. Karl Ferber war Wiener, er besuchte in seiner Heimatstadt die Schulen und schloß 1921 mit der Matura des Gymnasiums ab. Neben dem Hochschulstudium durfte er auf seinen Wunsch hin Schauspielunterricht nehmen. In seinem Elternhaus lernte er große Künstler aus Theater- und Musikkreisen kennen, was in ihm seine Sehnsucht nach der Theaterlaufbahn vertieft haben dürfte. Nach seiner Theaterausbildung waren Meißen, Breslau und Gera die ersten Stationen. Durch seine Freundschaft mit dem Generalintendanten Bruno Iltz kam er an die städtischen Bühnen von Düsseldorf; es folgten das Münchner Volkstheater und die Kammerspiele, wo er sich entschloß, dem politisch unruhig gewordenen Deutschland den Rücken zu kehren und nach Graz zu gehen. Als ihn 1934 der damalige Direktor des Stadttheaters St.Gallen, Th. Modes, nach St.Gallen berief, verließ er nach dem Dollfuß-Mord für immer sein Vaterland, um in unserer Stadt eine neue, von ihm stets geliebte Heimat zu finden.

Karl Ferber begann als Schauspieler seine Karriere, er stieg dank seiner Intelligenz, seiner Theatererfahrung und Bildung zum Spielleiter, dann zum Oberregisseur des Schauspiels und der Oper auf. 1956 wurde ihm der Direktionsposten übertragen, womit er die ganze künstlerische Führung und kaufmännische Last zu übernehmen hatte.

Zehn Jahre trug Karl Ferber die Verantwortung des Direktors. Als solcher verstand er es, immer wieder neue Künstlerinnen und Künstler an unser Theater zu verpflichten, ebenfalls wußte er einen Spielplan zu schaffen, der in seiner Vielfalt von dem St.Galler Publikum geschätzt wurde. Der Wunsch, das St.Galler Theater in sein neues Haus zu begleiten, wurde Karl Ferber leider versagt, trotzdem er sich unermüdlich für die Vorbereitungen eingesetzt und damit ein erhebliches Maß an zusätzlicher Arbeit auf sich genommen hatte. Alles dies

hatte zu einem Kräfteverbrauch und zu seelischen Spannungen geführt, denen die nicht robuste Natur von Direktor Ferber nicht gewachsen war. Nach einer Operation konnte er sich nicht mehr erholen und so führte seine Leidenszeit schließlich zum Tode.

Karl Ferber war eine Künstlernatur von guter alter Wiener Art. Freundlich und von echter Liebenswürdigkeit gegen jedermann, wußte er sich die Zuneigung von Kollegen und Freunden zu erlangen, aber auch die Hochschätzung des Publikums, das ihm für das gute Theater, das er geboten hat, dankbar ist.

WILLY RIBI



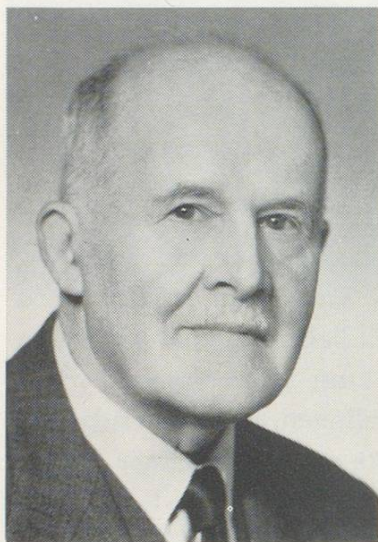
30. April 1882 – 7. August 1966. Im Fischerdorf Ermatingen ist Willy Ribi mit sechs Geschwistern aufgewachsen. Zeitlebens hat er seiner Heimat die Treue bewahrt, wenn ihm später auch St. Gallen zur zweiten lieben Heimat geworden ist. Die Ausbildung zum Lehrer erhielt er im Lehrerseminar Kreuzlingen. Bevor er endgültig selbstständig wurde, amtierte er erst als junger Lehrer in Arbon, dann als Hauslehrer in Luino und später in Weinfelden. 1908 wurde Willy Ribi an die Knabenoberschule nach St. Gallen gewählt. Nach neun Jahren Schuldienst im St. Leonhard-Schulhaus berief ihn der Schulrat an die oberen Förderklassen. In Karlsruhe als Knabenhandarbeitslehrer auf dem Gebiete der Metallarbeiten ausgebildet, richtete er im Auftrage des Schulrates im «Bürgli» diesen neuen Arbeitszweig ein. Auf kantonalem und eidgenössischem Boden arbeitete Willy Ribi in den Vereinen für Knabenhandarbeit und Schulreform tüchtig mit, vor allem als Leiter von Lehrerbildungskursen. Der Schulrat ernannte ihn zum Vorsteher der städtischen Knabenhandarbeitsschule, welches Amt er während fünfzehn Jahren bekleidete.

Mehr als ein halbes Jahrhundert sang Willy Ribi als begeisterter Sänger im Stadsängerverein Frohsinn mit, dessen Präsident er von 1939 bis 1946 war. Bei seinen Sängerkameraden und bei der Pflege des Gesanges holte er sich Erholung und Freude nach des Tages Arbeit. Glückselig und zufrieden erfreute er sich nach seiner Pensionierung eines schönen Lebensabends. Er setzte sich aber nicht zur Ruhe, sondern füllte seine Tage mit dem Studium

italienischer Literatur aus, oder er arbeitete an Vorträgen, die er in größeren Freundes- und Kollegenkreisen hielt.

Willy Ribi blieb von Schicksalsschlägen nicht verschont, am schwersten lastete auf ihm die Erkenntnis seiner Erblindung im Alter. Ein schweres Leiden, das nicht mehr aufzuhalten war, führte zum stillen Erlöschen.

ERNST HUBER



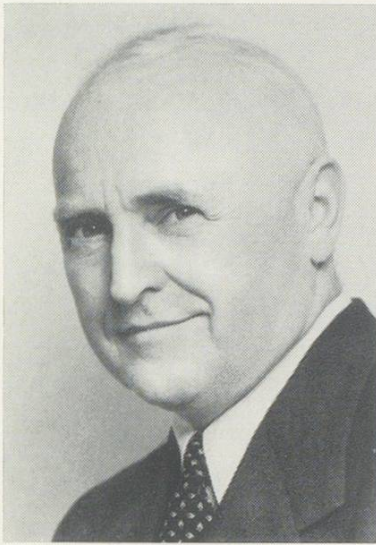
29. Januar 1886–22. August 1966. Zusammen mit seiner jüngern Schwester verlebte Ernst Max Huber als Sohn von Jakob und Anna Huber-Baumgartner seine Jugendzeit in St.Gallen. Nach Absolvierung der Merkantilabteilung der Kantonsschule trat er in die Fußstapfen seines Vaters, der in der Stickerei-Industrie tätig war. Nach dem Tode seines Vaters mußte der erst Achtzehnjährige bereits Aufgaben und Verantwortung für die Familie übernehmen. In mehrjährigem Aufenthalt in der Filiale des Stickereihauses Union in New York gewann er Berufserfahrung, Sprachkenntnisse und einen Freundeskreis. Im Jahre 1913 machte sich Ernst Huber als Textilkaufmann selbständig, und in seiner Gattin Martha Johanna Weigmann fand er eine treue Lebensgefährtin. Während des ersten Weltkrieges wurden ihm fünf Kinder geschenkt. Das Kriegsende zwang Ernst Huber zur Umstellung in seinem Textilbetriebe. Aus Freundschaft und verwandtschaftlichen Beziehungen zu Fritz Iklé erwuchsen gemeinschaftliche geschäftliche Bindungen im Stickereigewerbe und im Handel mit antiken Textilien. Eine stets sich erneuernde Kraft in den wirtschaftlich schwierigen Krisenjahren der zwanziger und dreißiger Jahre gab ihm seine Liebe zu den Bergen, die im Hause in Fex, wohin seine Mutter den Wohnsitz verlegt hatte, Anregung und Stützpunkt fand.

Beruflich erfolgte in diesen Jahren der entscheidende Schritt zur Geschäftsleitung in der Vereinigung für ländliche Heimarbeit, wobei in engster Zusammenarbeit mit seiner Schwägerin das erste Heimatwerk gegründet wurde. Gewissenhaft und in aller Stille arbeitend, liebte er seine Kräfte weit über das 70. Lebensjahr hinaus diesem Werke. Das Unternehmen gedieh, besonders während der Kriegszeit, in erfreulicher Weise.

Mit Kriegsende wurden die Tore zur Welt wieder geöffnet und erweiterte Reisen zu seinem Sohne nach Nord- und Südamerika und Persien schenkten dem Ehepaar Huber-Weigmann viele Erlebnisse und Freundschaften.

Nach dem 75. Lebensjahr wurde Ernst Huber durch einen Verkehrsunfall zum Invaliden, doch mit großer Zähigkeit versuchte er immer noch, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Tiefe Freude und Dankbarkeit erfüllten ihn, als er mit 78 Jahren im Kreise aller seiner Lieben die goldene Hochzeit feiern durfte.

WERNER SCHLEGEL



7. Oktober 1891 – 2. September 1966. Geboren in Altstätten, besuchte Werner Schlegel später dort die Primarschule und anschließend die Kantonsschule in St.Gallen. Lehrjahren in Flawil folgten weitere Ausbildungsjahre in Paris und Wien, bis ihn der Militärdienst des ersten Weltkrieges in die Heimat zurückrief. Nach Beendigung des Krieges wurde er dank seiner reichen Bankpraxis vom Stadtrat Sankt Gallen als Wertschriftenverwalter angestellt. Er widmete seine ganze Kraft seiner Arbeit und füllte seinen Posten mit vorbildlicher Gewissenhaftigkeit aus.

Der evangelischen Kirchgemeinde Tablat diente Werner Schlegel von 1942 bis 1966 als Kirchenvorsteher, ein Dienst, der ihm große Freude bereitete. Er betreute dabei das Finanzwesen der Kirchgemeinde. Seit 1952 bis zu seinem Rücktritt bekleidete er auch das Amt des Vizepräsidenten, und während zwölf Jahren vertrat er die Kirchgemeinde Tablat in der St.Gallischen Synode. Die Mitarbeit in der Baukommission für den Kirchenbau Rotmonten und das Erleben der glücklichen Vollendung dieser Kirche bedeutete für Werner Schlegel die Krönung seiner Arbeit in der Kirchenvorsteherschaft.

Werner Schlegel war ein gütiger Familienvater, der im Kreise seiner Familie und weit darüber hinaus herzliche Liebe und Glück auszustrahlen vermochte. Dies durften auch seine Sängerefreunde und Kameraden im Männerchor Harmonie erfahren, dem er über zwanzig Jahre als begeisterter Sänger angehörte.